Krieg im frieden, teil 3

von

Fritz Haberland

Krieg im Frieden

III. Teil.

Ritter und Turniere im heutigen Deutsch.

Eine sprachlich-kulturgeschichtliche Skizze

von

Fritz Haberland,
Oberlehrer.

Beilage

zum

Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Lüdenscheid

über das Schuljahr 1895/96.

Progr.-Nr. 380.

Lüdenscheid.
1896.
Druck von Tilgenkamp & Ruhl, Lüdenscheid.

Benutzt sind die folgenden Werke:

I.

Benecke-Müller-Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch (1854—1861).
Grimm, Deutsches Wörterbuch I—VIII (1854—1893).
Moriz Heyne, Deutsches Wörterbuch (1890—1895).
Daniel Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache (1876).
Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (1894).
Friedrich Kluge, Deutsche Studentensprache (1895).
Otto Steiner, Die Fremdwörter in den bedeutendsten mittelhochdeutschen epischen Dichtungen (in den 'germanistischen Studien', Supplement zur Germania, hrsg. von K. Bartsch: II Bd., S. 239 ff.) (1875).
Joseph Kassewitz, Die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen. Dissertation. Straßburg i. E. 1890.
G. Blumschein, Kulturgeschichtliches in unserer Sprache (in den wissenschaftlichen Beiheften zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins III und IV).
Albert Richter, Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert. Lpz. 1893.
Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde. Neu bearbeitet von Wustmann. Lpz. 1895.
Zeitschrift für den deutschen Unterricht, hrsg. von O. Lyon.

II.

Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Band II.
Henne am Rhyn, Kulturgeschichte des deutschen Volkes, Band I. (1886.)
Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte, Band III. 1893.
Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger (1889).
Felix Niedner, Das deutsche Turnier im XII. und XIII. Jahrhundert (1881).
Cornelius Gurlitt, Deutsche Turniere, Rüstungen und Plattner des XVI. Jahrhunderts (1889).
Friedrich Hausen, Die Kampfschilderungen bei Hartmann von Aue und Wirnt von Gravenberg (1885).

Gelegentlich auch:

Wendelin Böheim, Waffenkunde (1890).
Max Jähns, Roß und Reiter (1872).

„Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge."
Miles.

Welche Wandlungen haben sie durchgemacht — die ἱππεῖς im alten Athen, die equites der ewigen Roma, die Ritter Barbarossas! Eine lange Kulturgeschichte von den Reitern — Rittern der Kreuzzüge, vom Johanniter-, Hospitaliter- und Malteser-Ritter über den Raub- und Stegreifritter hinweg zum Ritter des eisernen Kreuzes und zum — Ellen-, Kommißbrot und Pandektenritter, um von Don Quijote, dem Ritter von der traurigen Gestalt, und den gebackenen, gebratenen „armen Rittern" der Kochkunst ganz zu schweigen! Auch in die Zoologie hat der Ritter einmal namengebend hinabsteigen müssen. Alles vergeht im kulturgeschichtlichen perpetuum mobile, und auch die Herren von Adel und „feudalen" Rittergutsbesitzer, die Ritter der Neuzeit, die allein noch geschichtlich-genealogisch einen begründeten Anspruch auf den alten Ehrennamen erheben dürfen — auch sie müssen allmählich den Modernsten der Modernen weichen; palästinensische Börsenbarone und internationale Glücks- und Industrieritter nisten auf den entwerteten Rittergütern, in den verfallenden Ahnensälen sich ein — quousque tandem? Ja freilich, löblicher Löb-Baruch-Börne, „Ritter des Schreibekieles, Meister des Zungenspieles", auch einer, der es ja — wissen muß, hat Recht: „Unser gesellschaftliches Leben ist ein Schachspiel .... Frei sind nur die Ritter*), welche Königen und Bauern über die Köpfe springen." Aber was sind das für — Ritter? Vielleicht — Ritter ohne Furcht und Tadel? Gutzkowsche „Ritter vom Geist"? Ritter der Tugend, Rächer der Unschuld? Ritter und Retter des Volkswohls? Ritter des — goldenen Vließes? Oder vielleicht Stegreif- und Raubritter schlimmster Sorte? Panamaskandaliter, Goldminenschwindelritter! Wehe denjenigen, an denen solche Knechte zu Rittern werden.

*) Jetzt Springer.

R i t t e r s e i n heißt bei Lessing. s. v. a. sich hervorthun („daß sie in Sachen des Witzes nur schlechte Ritter waren"), a n e i n e m z u m R i t t e r w e r d e n aber bedeutet ‚jemand besiegen und sich so Ruhm und Ehre erwerben': „Petit ist der Mann nicht, an dem man mit großen Ehren zum Ritter werden kann," sagt derselbe Lessing.

„Woran" aber, wie und warum alle die, welche noch in der Welt als Ritter irgend eines Ordens mit Recht oder Unrecht herumstolzieren, zu Rittern geworden sind — wer möchte es ergründen?

Doch wenden wir den Blick von der Gegenwart zur Geschichte.

Der Ritter als Standesperson und Sportsmann, Eheherr und Minneknecht.

Neben dem deutschen Adel, d. h. der Genossenschaft der Fürsten, Grafen und Freien, welche Reichslehen besessen hatten, war es (etwa ums Jahr 1200) den Rittern gelungen, sich als besonderer Stand, als „ordo equestris" zu erheben. „Ministerialen und Edle aber entwickelten nunmehr, seit Beginn des 13. Jahrhunderts, ihren neuen ritterlichen Stand zu vollendeter Durchbildung."*)

Die ersten Anfänge des deutschen Rittertums reichen natürlich in eine viel ältere Zeit zurück — bis zu den altgermanischen Gefolgsgenossenschaften. Seit dem Ende des 9. Jahrhunderts waren es bekanntlich die Einfälle der wilden magyarischen Reiterhorden, welche die Bildung größerer deutscher Reiterheere veranlaßten; aus dem Reiter aber wurde der Ritter oder vielmehr — der Reiter ist, sprachlich wenigstens, gleich dem Ritter, mhd. rîtære, rîter, ritter, riter.**) Die Kreuzzüge schufen alsdann die geistlichen Ritterorden (Johanniter und Templer), gaben den Rittern Ideale, religiöse Weihe und kirchlichen Nimbus, legten aber zugleich auch den Grund zur ersten Nachahmung französischen Wesens, französischer Sprache und Sitte: von ihren nordfranzösischen Kameraden brachten die deutschen Ritter aus den Kreuzzügen Formen und Formeln des Rittertums in die Heimat zurück; das Ritterwesen der Champagne und der südlichen

---

*) Lamprecht III. S. 177.

**) Das Wort miles-ritter findet sich in königlichen Urkunden zuerst unter Lothar (1125–1137). Aus dem Jahre 1127 stammt auch die erste Erwähnung eines Turniers auf deutschem Boden (zu Würzburg), s. Niedner S. 9 f.

Niederlande wurde maßgebendes, eifrig nachgeahmtes Muster und Vorbild, und „schon im 12. Jahrhundert war es in Deutschland Sitte, Franzosen zu engagieren, damit die Kinder von früher Jugend dieses schon damals als Umgangssprache so hochgeschätzte Idiom lernten. Wolfram von Eschenbach kann zwar nicht schreiben, aber französisch versteht er doch und spricht es."*) So ist denn das deutsche Sprachgewand unserer Ritterromane und Ritterdichtungen verbrämt und durchwirkt mit einer Menge wälscher Lappen und Läppchen, wälscher Worte, Wendungen und Kunstausdrücke**), von denen allerdings nur verschwindend geringe Ueberreste sich bis auf unsere Tage erhalten haben — ein Beweis dafür, daß jene Entlehnungen niemals ins Volk drangen. Sie gehörten ausschließlich der Sportssprache an, welche französisch wurde — wie etwa in der Gegenwart die jungen Herrn und Herrn Jungen und Jünglinge, die irgend einem „fashionablen", „modernen" Sport ihre kostbare Zeit zu widmen in der glücklichen Lage sind, mit rührender, echt deutscher Selbstlosigkeit nur allzu läppisch darauf Bedacht nehmen, daß man ja an allerlei einfältigen, dem englischen Puter ausgerupften Federn auf der Stelle hochachtungsvoll erkennen möge, wes Geistes Kind sie sind.

Schritt für Schritt fast, von Buch zu Buch, von Dichtung zu Dichtung läßt sich die wachsende Nachahmung und Entlehnung französischer Worte und Wendungen in der deutschen Ritterpoesie verfolgen: das anfänglich sparsam fließende Bächlein wird zuletzt zu einem überschwemmenden Strom, der rücksichtslos überall seine Sedimente ablagert. „Der im ganzen mäßige Gebrauch fremder Wörter, welchen Hartmann macht, vervielfältigt sich bei Wolfram von Eschenbach ins Unendliche. Jede Seite in seinen Epen weist deren mehrere auf. Man kann bei ihm mit Walther ausrufen:

owê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge!

Oft werden bei ihm ohne Not dicht hintereinander das französische und das deutsche Wort angewendet, oft für ganz gewöhnliche deutsche Ausdrücke französische gesetzt, deren Uebersetzung ihm keineswegs schwerer fallen konnte."***) Und Gottfried von Straßburg übertrifft den Verfasser des Parzival und Willehalm noch in der „Unsitte, den Rittern und Damen

*) Schultz I. 157.
**) Vgl. Lamprecht III, S. 193.
***) Steiner a. a. O. S. 245. (Vgl. Verzeichnis der benutzten Werke.)

wälsche Redensarten in den Mund zu legen"! Es ist kein Verlust und nichts weniger als ein beklagenswertes Unglück, daß von dieser ersten französischen Sintflut nur ganz spärliche Spuren bis in die Gegenwart übrig geblieben sind; nur verschwindend wenige Wörter der Art haben bei uns wirkliches Heimatrecht erlangt, sind ins Volk gedrungen und sozusagen deutsch geworden, so daß ihr fremder Ursprung nur unter der etymologischen Lupe erkannt werden kann; die Mehrzahl der Eindringlinge vermag auch heute ihre ausländische Herkunft nicht zu verleugnen: sie gehörten eben der Sprache einer vom „Volke" sich absondernden, „exclusiven" Gesellschaft an.

Wenn wir nun die noch im Deutschen vorhandenen französisch-mittelhochdeutschen Lehn- und Fremdwörter in gedrängter, schneller Folge an uns vorüberziehen lassen, so wollen wir dabei nicht vergessen, daß einige zwar ihren Stammbaum bis in das ritterliche Mittelalter zurückführen, die meisten aber in späteren Jahrhunderten, besonders im „siècle de Louis XIV.", neu entlehnt oder doch mit frischem Anstrich versehn und modernisiert wieder auflebten. Wörter aber wie fîn, damoisêle, harnasch, buckel, turnei und turnieren, galopieren, falieren, lanze, aventiure, prîs u. a., die in dem gesellschaftlichen und sportlichen Leben und Treiben der Ritter eine hervorstechende Rolle spielen, werden wir in dem weiteren Verlauf unserer Darstellung genauer zu besprechen Gelegenheit haben; ausgeschlossen von der an dieser Stelle vorweggenommenen kurzen Uebersicht müssen auch diejenigen Wörter bleiben, welche mit ihrer gelehrten Färbung lateinischen Ursprungs höchst verdächtig sind, wie die Verben disputieren, repetieren, contempleren und die Substantiva creatiure, forme, magesteit, môrâliteit, triniteit u. s. w.

Der ursprünglich ritterliche cumpân und cumpanjûn (Compagnon, Kamerad) lebt noch heute, und aus der cumpanîe ‚Gesellschaft' ist die Kompanie oder — ganz französisch — Compagnie geworden. Der sarjant war dazumal der Kriegsmann zu Fuß im Gegensatz zum Ritter (sarjande ad piet, ze fuoz der sarjande schar); im modernen „Sergeanten" hat er seine martialische Auferstehung gefeiert; der deutsche sarjant aber und der französische sergent verehren beide im lateinischen serviens ihren Stammvater. Der kapitâne nennt sich neuzeitlich ‚Kapitän', und für den kommentiure haben wir den ‚Kommandeur'. Der garzûn, einst der Knappe oder Page des Ritters, hat in neumodischer Gestalt als garçon den Frack des Kellners angezogen; in der hybriden schönen Zusammen-

setzung ‚Garçonwohnung‘ ist er der Junggeselle, der — Chambregarnist. Der garzûn hauste nicht selten im pavelûn oder poulûn, im Zelte — der garçon kellnert bisweilen auch im „Pavillon“, d. h. im Zelthaus, im rundbedachten Sommer- oder Gartenhaus, und die tabelrunde (table ronde), die hehre, die herrliche, ist zum philisterlichen Stammtisch, zur Tafelrunde friedlich schmausender, schmauchender, trinkender, singender Burschen und Bürger herabgesunken. Erhalten geblieben ist die Bedeutung des seit 1200 im Mhd. auftretenden und dem französischen solde (aus ital. soldo, lat. solidus, einem Münznamen) entstammenden deutschen solt, des Lohnes für geleistete Dienste, daher soldier, altfrz. soudoier (auch soldenier und soldenære, während mhd. soldât den Sold oder Lohn selbst bezeichnet). Ihn, den Lohn, den Sold (vom profit — auch der ist schon frz.-mhd. — ganz zu schweigen) wollen sie alle haben, der sarjant nicht minder als der Sergeant, der garzûn so gut wie der garçon, der kommentiure und auch der Kommandeur, der cunstabel, der barûn, der markîs und der prinze, und — der herzoginne dient manc rîter bêdiu nâch ir minne und umb ir solt“ (Parz. 632,17). Irdisch und vergänglich ist der minne solt, himmlisch und unvergänglich der Lohn, der dem Kreuzfahrer, dem pelgrim, frz. pèlerin, nhd. Pilgrim — vom lat. peregrinus = fremd, Fremdling — lockend winkt: der gotes solt, des himeleschen keisers solt. Mancher wandert als marnære oder marner, d. h. als Schiffer, frz. marinier, in die weite Welt und kann trotz des compas den port nicht finden, mancher strandet auch in der engen prisûn, im Prison, wie wir jetzt sagen. Unzähliger Recken letzter Marsch aber, frz.-mhd. marsche, war der mit frommem Mute unternommene Kreuzzug: aus dem ewigen Schlummer, gegen den keine tartsche — tatsche, keine tarsche — tarze, altfrz. targe, Schutz gewährt, erweckt sie keine basîne, busîne, basûne, besûne (altfrz. buisine, bosine aus dem lat. buccina), kein pusûnen und pusûner — kein tambûr, tambûrer und tambûren — keine trumpe, trumbe, drumpe, trumme — keine trumpet oder trumet, kein trumpeter oder trummeter*) — keine vloite, altfrz. flaüte, franz. flûte, prov. flauta vom lat. flatus, *flatuare — kein floitierer und floitieren — kein avant ‚vorwärts‘ und kein alerm ‚Alarm‘ (ad arma) ruft sie zu den Waffen, zum standart, standert oder stanthart (frz.

*) Trompe, trompa, tromba nach Diez von lat. tuba, nach einer neueren Erklärungsweise (Settegast-)Körting No. 8381 vom volkslateinischen triumpare, *trumpare = triumphare.

étendard = estendard von lat. extendere) — für sie flattert kein banier und baniere mehr (aus frz. bannière ‚Banner‘ und dieses wieder aus dem germanischen Stamm von got. bandwa bandwô ‚Zeichen‘) — ihnen hilft kein muntieren auf die Beine, d. h. kein Ausrüsten und Berittenmachen (monter von mons, montis ‚der Berg‘) — vorbei ist es mit aller ‚Bataille‘ bateile, allem bataljen und batellen, d. h. allem ‚Schlagen‘ (von frz. battre, lat. battere, battuere), und gleichgültig ist es, an welcher partîe ‚Partei‘ und rote oder rotte sie einstmals part ‚Anteil‘ genommen haben. —

„Leb, lebt, leben Sie wohl; Gott befohlen, grüß Gott, behüt Gott; guten Morgen, guten Abend, gute Nacht; auf Wiedersehn, Ihr Diener, empfehle mich“ — alles das könnten wir auf deutsch sagen,*) ziehen aber auf französisch adieu vor. Freilich, adê adê war schon ritterlich — salonfähig, und ‚a boneure‘ sprach daz kint mit güete (Trist. 3200) ums Jahr 1210. Nicht minder alt ist der schevalier, schyvalier und schevelier, der schafalier, tschavalier, tsavalier und zevalier als Schlachtruf in Einzelkämpfen und Ritterspielen zwischen zwei Scharen: es ist lächerlich, wie die gute ritterlich-mittelhochdeutsche Zunge sich abquält und schier russisch-polnische Schlangenzischlaute hervorquetscht, um des schönen herrschaftlichen Fremdlings habhaft zu werden. Selbstverständlich hatte der ritterliche Cavalier auch schon sein französisches ‚parol‘, er parlierte so gut oder so schlecht, wie ein commis voyageur, der nach Paris reist; ja, er überparlierte sogar:

Parzivâl der clâre
wart des âne vâre
überparlieret, d. h. überredet (Parz. 696,17).

Plâtô aber war ihm ein pareliure, d. h. ein parleur, der vom Heiland weissagte; auch das parlament ist ihm nicht unbekannt, allerdings kennt er es nur in dem Sinne von ‚Besprechung‘; parl endlich war ‚ze Prûzen in dem lande‘, d. i. in Nik. Jeroschins Chronik des deutschen Ordens ein Ausdruck für ‚Wortwechsel, gegenseitige Aussprache‘: „um daz selbe rîche kegn (= gegen) dem von Osterrîche hilt der von Bêmin langen parl“ (S. mhd. Wtb. s. v. parl). Im lieben Lüdenscheid und seiner Umgebung lebt dieses parl vielleicht noch heute, wenn anders durch die Metathesis oder Umstellung des r daraus pral und pralen

*) S. Verdeutschungsbücher des allgem. deutschen Sprachvereins III ‚das häusliche und gesellschaftliche Leben‘ s. v. adieu.

(= parl und parlen, frz. parler) entstanden ist: schon manches Kaffeeschwesterkränzchen „hilt“ und hält immer noch „langen parl“ und — pralen — o welche Lust! Vielleicht hat das deutsche „prahlen“ umgestaltend auf das französische „parlen“ eingewirkt. — Ein Wunder wäre es, wenn nicht auch schon das vielgeliebte merci in der ritterlichen Gesellschaftssprache rumort, wenn nicht auch schon der tschavalier — ‚gemerzîet‘ hätte: ‚merzî dit la puzêle, unde sprach vil schemeliche‘ (Trist. 742). Das klang und klingt ja wohl — pur dê! = par dieu, parbleu! — viel schöner und aristokratischer als das einfältige „danke oder danke schön“ — n'est-ce pas? Und gar erst grâmerzî und grâmerzîs = grand merci! Grâmerzî, bêle Isôt! Ins Aschgraue aber versteigt sich diese Verfranzöselung, wenn aus grâmerzî noch ein Ungeheuer von Zeitwort wie vergrâmerzieren gebildet wurde. Das war dann curtois oder curteis, gehörte mit zur curtôsie. Bei alledem läuft man Gefahr, ganz unritterlich die contenanze zu verlieren, wenn man sieht, wie der deutsche Rittermichel sich mit französischem vërnîz, virnîz oder virnîs bestreicht und französische livrée, mhd. liberîe trägt — ein Wort, welches Kassewitz*) S. 107 aufführt, während das mhd. Wtb. liberîe nur in der Bedeutung ‚Bücherei, Bibliothek‘ aus lat. liber, frz. livre, das ‚Buch‘ zu nennen weiß. Die liberîe — livrée kommt natürlich vom mhd. Zeitwort liberen = frz. livrer = nhd. liefern, wie offren oder offreren vom frz. offrir = nhd. offerieren. Dabei dürfen wir denn auch mhd. pruoven, prüeven nicht vergessen: es stammt vom altfrz. prover, neufrz. prouver mit teilweiser Anlehnung an frz. prouvoir = pourvoir: im Nibelungenliede bedeutet es nur s. v. a. liefern, fertigen, nicht aber „prüfen“. Zu offren gesellt sich brüderlich prîsanten ‚präsentieren, ehrerbietig darbringen‘, und prîsant oder presant, prîsent oder present ‚das Geschenk, das Präsent‘, frz. présent und présenter, z. B. einen papegân oder papegeye (aus altfrz. papegai, auch papegant, prov. papagai) oder ein — gollier, kollier oder ein Tuch mit zierlichen franzen (aus frz. frange) von Seide und Samt, aber nicht von cottûn, frz. coton, nhd. Kattun. War nun diu fîne, diu blunde (Blonde), diu âmîe von dem fînen, dem âmîs, fînlich geschmückt und staffieret (von ndl. stofferen = frz. étoffer, étoffe = Stoff), dann —

---

*) Die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen.

„bî kleidern sô rîchen
möhte ich sie wol gelîchen
einer f e i an der schône“.

Feie, feine ‚Fee‘ ist = frz. fée (prov. fada von lat. fata, fatum). Wie prächtig war es alsdann, mit der Lieben — mâmîe — zu tanzen! Auch „tanz“ und „tanzen“ verdanken wir unsern Rittern und diese den Franzosen — danse und danser! Auf welch herrliche, ausgesuchte maneire, manier, manir aber mußte man sich „amüsieren“, wenn der tanz gar auf einer prâerîe stattfand, einer Wiese, frz. prairie und dabei noch die schalmîe, schalmye, schalmîn, schalemyn, altfrz. chalemie, neufrz. chalumeau, die liebliche neuhochdeutsche Schalmei sehnsüchtige, schäferpoesieliche Töne erschallen ließ! Under der linden — an der heide, in bluomen unde gras — schône sanc diu nahtegal: ist das nicht der beste palâs, palast — palais, das sonnigste, wonnigste losument = logement und lutsche = loge? Da braucht man zum loschieren oder losgeren kein kussîn, kein frz. coussin, Kissen oder Küssen, auch keine materaz oder matraz, keinen französischen materas oder matelas, und als nische dient der grünende, blühende Busch dem vil werden fürsten Amûr. Der plân, diu plâne vom altfrz. plane, plaine (aus dem lat. planus) bietet unter rauschenden Baumeswipfeln manch lauschige passâsche, manch einladenden plaz oder platz, frz. place. Vergessen ist aller kumber ‚Kummer, Bedrängnis‘, frz. *combre samt seiner griesgrämigen Gevatterschaft, wie z. B. encombre ‚Schutt*), Hindernis‘, vergessen prosaische Alltagsdinge wie Küche und panze, frz. panse, von dem der panzier, panzer stammt, vergessen diu salse, die Sauce, prov. salsa (von lat. salsa ‚Gesalzenes‘) sowie der kompost oder kumpost und gumpost ‚Eingemachtes, besonders Sauerkraut‘, und — „odi profanum vulgus et arceo“, den Pöbel nämlich, frz. peuple, mhd. povel oder bovel. Das ist auch so recht des Ritters „Devise“, der seine vornehmen, „exclusiven“ „Passionen“ hatte, so gut wie ein „Cavalier“ oder „gentleman“ der Gegenwart. Neben Kampf und Kampfesspiel macht ihm die Jagd das meiste „Pläsir“ oder delît ‚Vergnügen‘, wie er selber sagte. Vom altfrz. berser ‚mit dem Pfeil jagen‘ kommt mhd. birsen ‚birschen‘, birsære ‚Birscher, Jäger‘ sowie birsgewant, birsgewæte u. a. Ob das von Kassewitz

*) S. Andresen, über deutsche Volksetymologie, 5. Aufl. 1889, S. 323. „Der Wagen, welcher den Unrat der Straßen und Häuser wegführt, heißt in einigen Gegenden Kummerwagen“.

S. 109 angegebene reviere ‚Bezirk' bereits zur Bezeichnung des Jagdreviers gedient hat, dürfte freilich zweifelhaft sein. Sicher aber sind immer noch einige das Würfelspiel betreffende Ausdrücke bei uns gäng und gäbe, welche schon weiland der deutsche Ritter aus dem Französischen übernahm und mittelhochdeutsch ummodelte. Haschart oder hashart, frz. hasard, ist das Würfelspiel (aus arab. assahar, der ‚Würfel') und das viel gebrauchte mhd. schanze oder tschanze (vom frz. chance aus lat. cadentia) bedeutet den Fall der Würfel, dann übertragen den Wechselfall, den Glücksfall, ein Spiel, bei dem man gewinnen und verlieren kann: „lîp und sêle ze pfande er muoȝ setzen ûf haschartes schanze" (vgl. mhd. Wtb. s. v.). Die Freude und Hoffnung manches heutigen Kartenspielers endlich, das Daus, niederd. Dūs, ist ganz das mhd. dûs oder tûs, ‚die Zwei auf dem Würfel' vom altfr. doues (neufrz. deux, prov. duas aus lat. *duos für duo). Also selbst in den Fremd- und Lehnwörtern offenbaren sich die Hauptbeschäftigungen des mhd. Ritters — Kampf und Jagd, Tanz, Minne und Spiel.

Vrantzois, franzois oder franzeis waren endlich auch die mhd. Substantiva bastart, rente (‚Rente, Ertrag'), furke (Gabel, gabelförmiger Zweig, frz. fourque, von lat. furca, nhd. Forke) u. a.; die Adjektive franc (‚frank und frei' ist eigentlich eine Tautologie), proper, pûr, pôver oder puover, runt, simpel, trist u. s. w.; die Präposition contre endlich wird mhd. zu kunter: daȝ kunter bedeutet das Unreine, Falsche, und durch Zusammensetzung mit frz. fait, mhd. feit entsteht das adj. part. conterfeit, kunterfeit oder gunterfeit ‚nachgemacht, falsch', sodann das subst. daȝ kunterfeit oder gunterfeit ‚der Gegensatz, das Nachgemachte, Falsche' und diu kunterfîe ‚die Verstellung, der Betrug'.

Ein kunterfeit war der gesamte französische Aufputz der ritterlichen Sprache.

Tout comme chez nous —
Chacun a son goût.

Wie seit dem Anfang des dreißigjährigen Krieges bis auf den heutigen Tag, so war es schon im 12. und 13. Jahrhundert bei den Rittern und ihren Damen „Mode", d. h. Unsitte, nicht nur einzelne französische Wörter, sondern ganze wälsche Sätze und Phrasen in die gute deutsche Rede zu mischen: Bien sei venûz, bêâs sir, mîner frouwen unde mir! — A bêle Jsôt, merzî merzî! — Jsôt, Jsôt la blunde, marveil de tu le munde! — Jsôt, mâ drûe, Jsôt mâmîe, en vûs ma mort,

en vûs ma vie! — Deus vus sal, la bêle, juvente bêle et la rîant, diu schoene jugent, diu lachende u. s. w. u. s. w. Also gerade da, wo innigere Töne angeschlagen werden, wo die Jugend, das Herz und die Leidenschaft spricht, greift der mhd. Dichter der Ritterzeit nicht selten in fremde, französische Tasten, als ob die klangvolle Sprache des Nibelungenliedes und Walthers von der Vogelweide nicht aus eigener Kraft allen Schwingungen der Seele einen volltönenden Ausdruck zu geben vermöchte, sie, die wie keine andere „von dem liebsten Thun der Welt, von der Liebe lieblich spricht“. Aber freilich —

„Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen;
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen“.

Noch immer tragen wir Alamode-Kleider mit Alamode-Sinnen, und wenn wir auch nicht mehr, wie die Ritter und ihre Dichter, den Kaiser lampriure, das Königreich royaum, die Erde terre, die Freude schoie benamsen, wenn wir auch aufgehört haben für deutsches ‚denken‘ französisch pansen oder pynsen, pensen oder pensieren zu radebrechen und deutsches ‚träumen‘ mit frz. reben (= rêver) zu verwälschen; wenn uns unser täglich Brot auch nicht mehr ein mansier oder menschiuver ist (= altfrz. mengier, ostfrz. mainjure, mengeure) und wenn wir auch auf gut deutsch zu speisen, anstatt auf gallisch zu menschieren lieben: unsere Speisekarten wimmeln immer noch von überflüssigen aus Paris bezogenen Brocken, gerade so wie unsere Kleidung der „Mode“ an der Seine sklavisch folgt; immer noch meinen ungezählte teutonische Michel, es wäre etwas Besonderes, zu „dinieren“ oder zu „soupieren“ und ein „Diner“ oder gar „Diné“ wäre feiner als das heimische, hausbackene Mittagbrot, ein französisches „Souper“ vornehmer als ein deutsches Abendessen — immer noch hallt und schallt es millionenmal pardon! pardon! merci! merci! und wie der Ritter seligen Angedenkens (aleiz! alez!) so krähen auch wir dem gallischen Hahn noch unaufhörlich nach allons! allons! allez! allez!

Die mit französischen Federn und Farben geschmückten deutschen Ritter nun hießen auf lateinisch einfach milites ‚Krieger, Soldaten‘, und junge Ritter wurden tirones ‚Rekruten‘ genannt: damit wird das Kriegshandwerk als ihre besondere Domäne gekennzeichnet. Sie waren zunächst nichtadlig, wenn sie auch zum größeren Teil aus freiem Bauerngeschlecht oder doch von Freigelassenen abstammten. Daneben aber gab es ritter-

liche Unfreie, Hörige, Dienstmannen, „eine emporstrebende Klasse höriger Ritter", der es bald gelang, den übrigen Rittern den Rang abzulaufen.

Aber mochten sie nun hörig oder frei sein, und mochte auch sonst unter ihnen allerlei Unterschied, Spahn und Zwietracht bestehn, in einem Punkte waren alle einig: wie ihr Rittertum — nicht unähnlich der gegenwärtigen Offiziers- und Reserveoffiziersritterschaft — alle sonstigen Geburts- und Standesunterschiede ausglich und aufhob, sie in allem Rittermäßigen den Adligen ebenbürtig machte, so daß sie im Turniere selbst „Könige vom Rosse stechen und ihnen Pferd und Rüstung pfänden" durften: so suchten sie sich andererseits über die Masse des Volks zu erheben, den Blick beständig in ehrfurchtsvoller Nacheiferung nach oben richtend, nach unten aber stolz, mißgünstig und hochfahrend.

Ja, hochvart = hôhevart, hôhfart = Hoffart, ein Begriff, der sprachlich mit dem Hofe nichts zu schaffen hat,*) wird vorzugsweise zum Losungswort der hoch hinaus wollenden ritterlichen Gesellschaft; gar bald aber schwindet sein besserer Kern, der Edelsinn, der edle Stolz, die Hochherzigkeit, unter der überwuchernden Hülle des äußeren Glanzes, der „ihres Wunsches Ziel" war, des Strebens, vornehm und prächtig zu leben, des stolzen Uebermuts, der Ueberhebung und — Hoffart. Kein Zufall ist es, daß um dieselbe Zeit die Kirche, Prediger und Lehrdichter — z. B. Freidanks ‚Bescheidenheit' (um 1230), der ‚süße' Berthold von Regensburg († 1272) u. a. — der Hoffart die Demut, der hôhvart die diemuot entgegenhalten, indem sie jene als der helle künegîn und aller sünden anegenge verdammen: superbia sprichet in tiuscen hôhfart unde ist niht wirsers noch nie wart.**) Aber alles Predigen änderte die Ritter nicht, „Begriffe wie Demut und Einfalt, Barmherzigkeit und Gewissenhaftigkeit lagen ihnen fern; selbst das Wort dafür hatte ihnen erst die Kirche zugebracht"***): diemuot blieb kirchlich, hôchvart ritterlich; der Ritter setzte sich immerfort aufs hohe Pferd, ließ nicht ab von

---

*) Man dürfte vergeblich einen Grund ausfindig zu machen suchen, warum nach unserer kostbaren neuesten „Orthographie" — lucus a non lucendo — Hoffart, aber Wohlfahrt geschrieben werden soll; beide Wörter kommen vom mhd. varn ‚leben': Hoffart besitzt also derjenige der „hoch" lebt, Wohlfahrt der, welcher „wohl" lebt. — ‚Hoffart' taucht anstatt hôchvart zwischen dem 14. und 15. Jahrh. auf, ist aber erst seit dem 16. zur Herrschaft gekommen.

**) Altdeutsche Blätter v. M. Haupt u. H. Hoffmann 1836. 1840. I 363 (Mhd. Wtb.)

***) Lamprecht III, 178.

seinem hochfahrenden, hochtrabenden Wesen, mochte auch immerhin selbst ein Gottfried von Straßburg (im Tristan 5023), dem Beispiele der Geistlichen und Sittenprediger folgend, unter den Geboten für den idealen Ritter es eindringlichst aussprechen: wis diemüet!

Hat nun Hoffart zwar sprachlich mit dem Hofe nichts zu schaffen — der Sache nach stehen sich hôchvart und nâch dem hove leben*) sehr nahe.

Als „Kriegs- und Spielkameraden aller Herrn des Landes" fanden die Ritter im Hofdienst, im Dienst am Hofe eines Edlen, Grafen oder Fürsten ihr eigentliches Lebenselement, und eifrig ahmten sie die Muster und Vorbilder ihrer Hofherrn nach, nahmen sie die Sitten, den Schliff und die Mode an, die ihnen an den ‚Höfen' entgegentrat: sie „pflegen des hoves unt der êren", und ängstlich suchen sie alles zu vermeiden, was „niht des hoves sî". Der Wirklichkeit und Geschichte, in welcher die kaiserlichen Pfalzen der Staufer und die Burgen der Welfen, die Höfe der thüringischen Landgrafen und der östreichischen Herzöge eine hervorragende Rolle spielen, kamen noch Phantasie, Sage und Dichtung zu Hülfe und schufen — künec Artûses hof — an idealen „Höfen" ideale Gestalten edler rîterschaft und hövescheit. Wie man nun heute etwa sagt: „das ist gentlemanlike, ist kavaliermäßig, ist Mode, ist chic, schneidig, feudal, aristokratisch oder patent, gehört zum guten Ton, zur guten Sitte, ist anständig, fein und gebildet" — so sagten die Ritter: daz ist hövesch, hötsch; er ist hövesch unde guot, hövesch unde wîs, er ist ein höfscher knabe, ein hövescher man — sanc — tanz: d. h. er ist hofgemäß, von mhd. hof, Genit. hoves ‚der Hof'. Daneben heißt es aber auch „er ist hubisch unde êrhaft, hübesch und dar zuo wîs, ein hübescher man" — kurz, hövesch, hüvesch und hübesch**) ist dasselbe, und unser nhd. hübsch ist = höfisch. Höfisch ist aber wiederum = höflich und unhöflich = unhöfisch. Auch mhd. hovelich besagt s. v. a. ‚dem Hofe gemäß, fein gebildet und gesittet', und unhovelich ist = roh, gemein, bäurisch; hoflîche site hat Wolfram von Eschenbach und hovelîchez singen Walther von der Vogelweide; ja, noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts (bei Hans Sachs und

*) Walther von der Vogelweide, hrsg. v. Lachmann 36, 4. 10.

**) Die Gestaltung des Wortes ist recht mannigfaltig; man vgl. noch hubische, hubsche, hubsch, hubs, hibsch, hibs, hobisch = hovesch (Nach Grimm s. v. ‚hübsch').

Fischart) ist höflich = dem mhd. hovelich. Das mhd. Zeitwort hofieren aber bedeutet „ritterlich aufwarten“: man hofieret zunächst Gott — guot gesanc daz ist ein edelstein dâ mit man got hofiere, besonders aber den Frauen von der Jungfrau Maria bis herab zu dem verstohlenen Minneliebchen des Ritters; daz sol allez hofiern der hôchgelobten praut (d. i. der Gottesbraut, der Jungfrau Maria); nu wollt ouch der Kriechen vogt (der Griechen Fürst) der Keiserin hofieren; endlich gilt es überhaupt manegem werdem wîbe, dem si hofierten dâ mit schalle. So machen wir denn auch noch heute manigem werdem wîbe den Hof, d. h. benehmen uns den ‚Damen‘ gegenüber hövesch und hovelich, wie's am Hofe Sitte ist, wie's einem Ritter im Dienste einer vrowe geziemt. Die Franzosen nennen das faire la cour, und daraus wurde — wer weiß, wie — das unsinnige „die cour schneiden“ *), und wie aus hof hofieren entstand, so bildeten die Göttinger Studenten aus dem Hauptwort cour wiederum das Zeitwort couren, kuren = s. Aufwartung und zwar bei den — Professoren machen. **) Weiter dient hof ja auch als Bezeichnung sämtlicher vornehmen Personen, die am Hofe eines hohen Herrn sich sammeln. Daher begreifen wir leicht, daß auch eine Dame von einem Hof von Anbetern umringt sein kann — wie der Fürst von höveschen rîtern, von Hofleuten, Höflingen, die ihre „Aufwartung machen“, in den Strahlen seines Glanzes sich sonnen und von den Brosamen seiner Gunst und Gnade sich nähren.

Selbstverständlich stellten nun die hovelîchen rîter im Vollbewußtsein ihres Wertes sich bald auch selbst als Muster hin, sprachen von ritterlîcher tât und ritterlîcher ê***), von ritterlîchem gewant und ritterlîchen zühten und siten. Muot und slag, êre und tugende, wer und wâfen, wort und wërc, leben und tôt — alles mußte ritterlich sein. Dem Ritter gebührte ein ritterlîchez wîp, diu ritterlîche meit, ein ritterlîcher name, rîterlîcher prîs und ritterlîchez liet.

Aber der Ritter war vor allem auch ein Herr — ein Herr gegenüber allen, die nicht Ritter waren.

---

*) Vgl. Blumschein, wiss. Beihefte der Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins IV, S. 148. Wustmann 229, 572.

** Friedrich Kluge, deutsche Studentensprache. Straßburg 1895, S. 104.

***) ê (Genit. êwe) = êwe (got. aivs. lat. aevum. griech. αἰών = endlos lange Zeit, Ewigkeit (ewig also von êwe); sodann seit langen Zeiten geltendes Recht oder Gesetz; imbesonderen „die Norm des Glaubens, der Religion und die Schrift, welche sie enthält;“ schließlich „das eheliche Bündnis, die Ehe“ (Ehe also = êwe).

Herr, mhd. hêrre, hërre. hêr, her = ahd. hêrro, hêriro (herôro) ist die Steigerungsform von hêr = „hehr", so daß Herr eigentlich der Hehrere ist, der Erhabenere, der Vornehmere, der Herrlichere.

Diesem Worte nun verhalfen die Ritter zu besonderer, gewissermaßen offizieller Geltung: sie nahmen es gleich den Adligen als Anrede und Standesbezeichnung für sich in Anspruch — es kam ihnen zu wie etwa das wunderliche Hochwohlgeboren den Sekondelieutenants, während junghêrre, junc-hërre, d. h. junger Herr (seit 1100) stehende Titulatur war für den angehenden Ritter, den Knappen. Daß dieses ritterliche junc-hërre dem vielumschrieenen, bestgehaßten „Junker" den Namen gegeben hat, brauchen wir wohl kaum noch besonders zu sagen.

Dem junc-herre entsprach junc-vrouwe = Edelfräulein im Dienste einer vornehmen Dame, dann überhaupt = junge Dame, ob vermählt oder nicht, daher noch heute nicht nur die Jungfrau, sondern auch — recht widerspruchsvoll und mit geschwundenem Sprachbewußtsein*) — die alte Jungfer (aus Jungfrau), d. h. eigentlich die alte junge Frau. An das ehemalige ritterliche Dienstverhältnis erinnert noch Jungfer als Kammerzofe oder Dienstmädchen höheren Ranges.

Lehrreich ist das Verhältnis, in welchem Frau und Weib nach der ritterlichen Terminologie zu einander stehen.

Auch die neuzeitliche Damenritterschaft — Cavalier, Ritter der Dame, der Damen — ist ja in mehr als einer Hinsicht ein Ueberbleibsel des mittelalterlichen Ritterminnedienstes, in welchem schon der Knappe, ja der Knabe seiner Herrin gegenüber sich üben mußte. „Nicht in der höheren Weihe des Waffenberufes allein beruhten alle Wünsche des Ritters: über sie hinaus gab es für ihn ein höchstes Ideal — die Frauenliebe. Die Minne ist das belebende Element der Zeit; sie steht im Mittelpunkt des Schicksals der höheren sozialen Schichten; sie erst giebt dem geistigen Leben ganzen Inhalt, volle Färbung, einzigen Charakter". Diese Worte Lamprechts**) klingen sehr schön; aber es bleibt doch unanfechtbare, geschichtliche Wahrheit, daß dieser ritterliche Minnedienst — auch er nur eine von der altgermanischen Frauenverehrung weit entfernte französelnde Kopie***) — von Anfang an in der Mehrzahl der Fälle schon

*) Vgl. O. Weise ‚geschwundenes Sprachbewußtsein' in der Zeitschrift für d. d. Unt. von Lyon, 10. Jahrg., 2. Heft, S. 146 f.

**) III. S. 179.

***) Vgl. Lamprecht III, S. 194.

recht leichtfertig, sinnlich realistisch, ja ehebrecherisch unsittlich war und in einzelnen Vertretern der Gattung — Ulrich von Lichtenstein — sich bis zu blasierter, gewissen- und ehrloser, marktschreierischer Narrheit verstieg, einer Narrheit, deren schlimmster Teil es noch nicht einmal ist, daß Herr Ulrich schon als junger Fant in seiner verzückten Verrücktheit und verrückten Verzücktheit heimlich mit Wollust das Wasser trinkt, welches seine Angebetete sich über die minniglichen — schmutzigen Hände gegossen hat.*) Als verheirateter Mann läßt er Weib und Kind daheim, während er als Frau Venus und ritterlicher Vagabund im Lande liebegirrend und irrfahrtend herumstreicht, Speere versticht und sein Hab und Gut leichtfertig vergeudet, um dem lächerlichen Phantom höfischer Minne nachzujagen und von eben dieser seiner Frau ‚Minne‘, der Dame seines Herzens, in oft komischer, entehrender, Mitleid erregender Weise schnöde abgefertigt und genasführt zu werden.

Auch auf diesem schlüpfrigen, sumpfigen Boden wuchsen bis zur Gegenwart frisch gedeihende Redeblumen.

Wie übel Herrn Ulrich von der Minniglichen mitgespielt wird, wie man ihn in Leintüchern zuerst zum Fenster emporzieht und dann jählings und schmählichst holterdipolter fahren läßt: dies und anderes mehr hat er selbst verzweiflungsvoll in seinem ‚Frauendienst‘ geschildert.

Daß statt der Leinwand und anderer Beförderungsmittel für gewöhnlich ein Korb benutzt wurde, um — zur Zeit der Ritter und des Minnesangs — den Liebenden heimlich zum Fenster der Geliebten emporzuziehn, das können wir aus einer Darstellung der Pariser Liederhandschrift noch heute im Bilde erkennen. Sollte der Ritter nun aber abgewiesen und genarrt werden, so ließ die liebliche frowe den Korb samt männlichem Inhalt von der oft nicht unbeträchtlichen Höhe schnöde herabsausen, oder der Boden des Korbes war so eingerichtet, daß der unglückliche Herr Ritter durchfallen mußte und, in des Worts verwegenster Bedeutung aus allen Himmeln gestürzt, Muße hatte, über die Wechselfälle des Lebens und die Launen der Liebe nicht gerade rosige Betrachtungen a posteriori

*) Mîn vreude was vil ofte grôȝ / swenne ich kom dâ man waȝȝer gôȝ der herzenlieben vrowen mîn / ûf ir vil wîȝen hendelîn. / daȝ waȝȝer dâ mit si sich twuoc, / verholn ich daȝ von danne truoc: / vor liebe ich eȝ gar ûȝ tranc (Frauendienst, hrsg. von Lachmann 1841 : 7,14). — Ich twahe, ich twuoc, sie twuogen, getwagen ist übrigens = waschen, daher nhd. Zwehle = Handtuch.

anzustellen, wenn er nicht, was wahrscheinlicher ist, vorzog, sich schleunigst aus dem Staube zu machen, so schnell nur immer seine zerschundenen und verstauchten Glieder es ihm gestatteten.

Im 16. Jahrhundert, bei Hans Sachs, Jakob Ayrer u. a., wird daher in bildlichem Sinne von dem, der mit seinen Liebeswerbungen zurückgewiesen ist, gesagt: „er ist durch den korb gefallen.“

Um dieselbe Zeit wird es Sitte, dem abzuweisenden Bewerber einen Korb ohne Boden zu schicken. Das ist auch noch im 18. Jahrhundert „recht à la mode“; so sagt in Günthers Gedichten (Breslau 1735) eine wählerische Kokette (431 — nach Grimm Wtb.):

„Ich ließ den Stockfisch in das Wasser, das ist, ich zwang ihm Thränen ab,
So bald ich ihm recht à la mode den Korb mit keinem Boden gab.“

Bei Goethe, Schiller u. a. ist „das dann zur bloßen Redensart geworden“, z. B. wenn Goethe sagt: „dem einen hat sie einen ‚schnippischen‘ Korb gegeben“. Derjenige aber, der mit seinem Antrage durchfällt, „holt sich einen Korb“.

Schon im 17. Jahrhundert wird nun die Redensart ‚durch den Korb fallen‘ auch auf andere Verhältnisse übertragen zur Bezeichnung irgend eines Mißerfolges; schließlich läßt man ‚Korb‘ weg, und es heißt einfach ‚durchfallen‘; ja, in neuester Zeit beginnt das Jahrhunderte hindurch nicht ohne behaglichen Humor rege gebliebene Sprachbewußtsein zu schwinden, der thatsächliche, sprachlich-kulturgeschichtliche Zusammenhang ist verdunkelt und vergessen, und man spricht nicht nur selbst Männern die Rolle der Korberteilung zu — „Sie werden mir doch keinen Korb geben!“ sagt eine Dame bei Tisch zu ihrem Nachbarn, der von einer dargebotenen Schüssel zu nehmen zögert —, sondern man setzt auch den Korb, in welchem gar manche schöne Burgfrau ihren allzu vertrauensseligen Ritter schnippisch und schnöde ‚fahren ließ‘, ganz beiseite und läßt an seine Stelle das — Examen treten: durch's Examen fallen, als ob das Examen ein Korb ohne Boden wäre.*)

Ulrich von Lichtenstein ist nun gar oft durchgefallen, hat einen Korb nach dem andern bekommen, ohne sich von seinen Tollheiten abbringen zu lassen und zur Vernunft zu kommen. Man würde einen solchen „Ritter“

* Nach Grimm s. v. Korb. Vgl. Blumschein a. a. O. III, S. 125 und IV, S. 145. — Richter Nr. 58. Wustmann 276, 689.

in unsern Tagen mindestens unter Kuratel stellen, wahrscheinlich sogar ins Irrenhaus stecken.

Das waren auch keine gotes riter mehr, deren Waffen der Priester segnete, das war auch nicht ritters triuwe, nicht Ritters Eid mehr, für die Christenheit zu kämpfen, das Reich zu behüten, die Frauen zu ehren, Witwen und Waisen zu beschirmen und alles Böse und Ehrlose zu bekämpfen — es waren leibhaftige vrouwen-ritter und weiter nichts, Vorgänger und Urahnen Don Juans und Don Quijotes. Trieben es nun auch nicht alle Ritter so toll und maßlos, wie Herr Ulrich von Lichtenstein — die Ideen, die ihn bewegten, lebten und webten im gesamten Rittertum. „Die ritterliche Romantik erhöhte zwar das Weib zur Krone der Schöpfung, sprengte die engen rechtlichen Schranken der Frauenwelt und führte die Frau als alles beherrschende Herrin in die Gesellschaft ein; aber sie zerriß auch, der Konvenienz der Ehe die freie Galanterie gegenüberstellend, vielfach die Bande edler Häuslichkeit, reiner Sitte und guter Zucht. Es ist ganz merkwürdig, zu erfahren, daß Anschauungen, wie sie über Liebe und Ehe in unserer eigenen Zeit tollhäuslerisch aufgetaucht sind, schon in der Blütezeit des Mittelalters und fast mit denselben Worten kundgegeben worden.“ *)

So urteilt der Kultur- und Sittenhistoriker, und die Sprache selbst, der Spiegel der Geschichte, giebt ihm Recht.**)

Eine ältere Dame, gleichgültig, ob vermählt oder nicht, hieß den Rittern vrouwe; wird wîp mit vrouwe zusammengestellt, so bezeichnet wîp die Ehefrau, nicht vrouwe, oder es wird wîp in allgemeinem Sinne gebraucht, während vrouwe die Dame von Stande bedeutet. Damit hängt es zusammen, daß „ritterlîche vrowen“ den „armen wîben“ gegenüberstehen und daß die Herrin von der Dienerin, die Mutter vom Sohne, die Landesmutter von Hofleuten und Vasallen vrouwe genannt wird und daß auch die Jungfrau Maria stets vrowe heißt, nicht wîp. So ist es denn der von ritterlicher Gunst getragenen „Frau“ gelungen, bis zur Gegenwart

*) Joh. Scherr „deutsche Kultur- und Sittengeschichte“, 9. Aufl. 1887, S. 116.

**) Walther v. d. V. (hrsg. von Lachmann 1875; 48, 38 ff.): Wîp muoz iemer sîn der wîbe hôhste name, und tiuret baz dan frowe, als ichz erkenne u. s. w. steht — „im Gegensatz zu der allgemeinen Anschauung der damaligen Zeit“ — auf dem idealen Standpunkt eines Sprachdenkers. „Dabei nimmt Walther die Waffen, mit denen er kämpft, aus dem deutschen Sprachgefühl. So ist der Dichter zugleich ein Sprachdenker, und die Sprache ist ihm seine ideale Welt.“. (Minne- und Meistersang von Dr. Otto Lyon 1883, S. 257)

den Ehrenplatz zu behaupten nach einer nur vorübergehenden Entehrung durch varnde vrouwen und vrouwenhiuser, während wîp trotz seiner Eigenschaft als kon oder kone, d. h. Ehefrau zu immer zweifelhafterer Bedeutung entartete und herabsank, so daß man heutzutage wohl gar wegen ‚Verbalinjurie' belangt wird, wenn man eine ehrenhafte Frau ein ‚Weib' nennt. Kon selbst, die ‚Gattin des Ritters' = ahd. chuënâ oder quëna ist im Deutschen gänzlich ausgestorben, während die Engländer sie zur queen, zur Königin, erhoben. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts, mit der Sintflut des dreißigjährigen Krieges und der zweiten großen Ueberschwemmung deutschen Wesens und deutscher Sprache durch das Franzosentum, hat endlich die französische „Dame" in Deutschland ihren Siegeseinzug gehalten; dem deutschen Rittertum ist sie noch fremd, und nur einmal kommt, ganz französisch, im Tristan vor „schevaliers damoisêle, ma blunde Isôt, ma bêle".

So entehrten die „höfischen" Ritter die Ehe, ihr wîp, ihre kone, während sie die „vrouwe", oft das wîp eines anderen, „minnten" und verherrlichten, mit Geschenken aus ihrer Hand sich schmückten, ihre Farben trugen, Speere für sie verstachen.

Nun, sie waren eben die hêrren, und was sie thaten, das war — trotz alledem und alledem — hêrlich: dô sprach der herre Sîfrit in hêrlîchem site*) = „wie es einem Herrn, einem Ritter geziemt", was dann verallgemeinert wird zu „vornehm, schön, prächtig". Zwar ist das Wort, ahd. hêrlîch, zunächst eine Weiterbildung von hêr, nhd. hehr; aber schon frühe wurde es dem sprachlich eng mit ihm zusammengehörenden ‚hêrro, herre, Herr' angeglichen: in der Schreibung ‚herrlich' hat es sich seit Luther für immer festgesetzt. — Auch herrisch heißt ursprünglich nichts anderes als „nach Weise eines Herrn, eines Ritters", so im Mhd.: die herren sollten hërrisch leben; so auch noch im Nhd., z. B. in dem Sprichwort: „halb herrisch, halb bäurisch, halb leinen, halb schweinen". Was aber ‚herrlich' und ‚herrisch' war, das war auch fîn oder vîn = fein: dieses Wort nahmen die Ritter (gerade ums Jahr 1200) aus dem Französischen herüber (es entstammt in letzter Linie dem lateinischen finitus = vollendet**): „ez wart nie knabe so rehte vîn, noch sô zühtic noch sô wîs". —

Viel zühtiger, edeler, wîser, viel „herrlicher" und „feiner" dünkten sich aber, wie wir schon oben andeuteten, die Herren Ritter, als alle

*) Nibelungenlied, hrsg. v. Zarncke S. 138, 5.
**) Doch s. Grimm III, Sp. 1452.

andern Sterblichen, die nicht des Vorzugs hehrer Ritterschaft genossen, und die alte Unsitte, auf den besten, gesundesten Kern unseres Volkes, auf den Bauernstand verachtungsvoll herabzublicken, ist gerade durch das Rittertum in Schwung gekommen. Ums Jahr 1150 besteht schon an der Stelle des alten Standesunterschiedes zwischen Freien und Unfreien oder Hörigen der sozusagen offizielle Gegensatz der milites und der rustici, der Ritter und der Bauern*). Mehr als sieben Jahrhunderte sind seitdem verstrichen, und immer noch gebrauchen wir „bäurisch" nur in der Bedeutung von rauh und roh, ungebildet, ungehobelt und ungeschliffen, dumm. „Tau 'm Buren holln" ist selbst in Mecklenburg, dem gelobten Lande der Bauern und „Agrarier", noch heute s. v. a. ‚zum besten haben'. „Ja", säd Fru Nüßlern, „'t kamm so 'rute. Nu is jo denn nu de anner vel kläuker as Gottlieb, na, de fung jo nu mit allerlei Witzen an un höll Gottlieben jo nu tau 'm Buren"**) Das liegt dem mhd. biurisch noch fern, und gebiurisch heißt da nur ‚ungeschmückt, und ungeschminkt, allgemein verständlich.' Selbst zur Zeit Götzens von Berlichingen bezeichnet ‚bäurisch' ohne Nebengeschmack — ganz dasselbe wie ‚bäuerlich': „der bäurischen ufruhr halber" und „ein fromb, einfeltig, ungelehrt, beuwrisch volk". Dem vornehmen Munde der höfischen, besonders als Ministerialen auf ihr Hofamt stolzen Ritter war ein anderes Wort den dörflichen Bauern gegenüber geläufig: das Wort dörper, der Dörfer, der Bauerflegel, der rohe, unhöfische Mensch; daher dörperheit = ‚bäurisches, rohes Benehmen' und dörperlich = bäurisch. Aus dörper aber wurde der dörpel, törpel und seit dem 15. Jahrhundert der — Tölpel: so stehen sich hövesch und dörperlich, hübsch und Tölpel feindlich gegenüber; der Tölpel aber kann gegenwärtig so ‚hübsch' sein, wie er will, er bleibt doch ein Tölpel, obwohl genau genommen ein hövescher, hübscher man niemals ein — törpel, tölpel sein kann.

Daß vom Tölpel das „Tölpeln" kommt, ist selbstverständlich; schwerlich aber können wir M. Heyne beistimmen, der in seinem d. Wtb. betölpeln anders erklärt als übertölpeln (vgl. übervorteilen), als ob das „Tölpeln" in dem zweiten Wort ein anderes sei als in dem ersten. Veranlassung zu dieser Annahme gaben die jetzt veralteten Wen-

*) Lamprecht III, S. 177.
**) Reuter, Volksausgabe 1891, Ut mine Stromtid, 2. Teil S. 31.

dungen 1) jemand über den Tölpel oder Dölpel werfen oder stoßen (bei Luther, Moscherosch, Lessing u. a.) = „übertölpen, überlisten, betrügen" und 2) übern Tölpel oder Dölpel fallen = aus Ungeschick stolpern, fehlen. Bei Angabe der Bedeutung von 1) sollte man freilich die Hinterlist und Gewaltsamkeit noch mehr hervorheben, also etwa „mit hinterlistiger Gewalt zu Falle bringen", vgl. Grimmelshausen Simpl. (Halle a/S. 1880) I, S. 72: „Ich habe ihn so artlich über den Dölpel geworffen, daß ihn der Teuffel hätte holen mögen". Sanders ist nun geneigt, auch hier [d. h. zunächst bei 2)] unsern dörper — Tölpel zu vermuten, also etwa = „über die eigenen Beine fallen". Das ist denn aber doch wohl zu weit hergeholt, zu sehr erkünstelt. Über sich selbst fällt schließlich der Tölpel auch bei der Erklärung von „tölpel" als „Klotz, Strunk, Wurzelende eines gefällten Baumes, eine spät vorkommende Weiterbildung eines älteren dolb, Keule, Knüttel, das auch in dieser Form zur Bezeichnung eines ungeschickten Menschen dient." So M. Heyne; Grimm s. v. dölp weiß etymologisch mit dem Worte dölp („ein ungeschickter, täppischer, alberner Mensch, wie Tölpel") nichts Rechtes anzufangen; er schwankt bezüglich der Ableitung zwischen dem Ztw. dalpen (plump auftreten), dem Hptw. dolb und dem böhmischen tulpa tulpas, delpl („da es aber erst im 16. Jahrhundert vorkommt, so könnte es, zumal als Scheltwort, aus dem Slavischen aufgenommen sein, das böhm. tulpa tulpas, delpl hat gleiche Bedeutung"). Dolb ist nun aber nach alten Erklärungen (s. M. Heyne s. v. Tölpel) = clava ferrea (eiserne Keule), malleus ferreus (eiserner Hammer), „kolb, damit man durch harten Streich was zerkleubt"; darf man daher nun so ohne weiteres tölpel ableiten = „Klotz, Strunk, Wurzelende eines gefällten Baumes"? Das sind doch Dinge, die kaum eine verwandtschaftliche Beziehung zur eisernen Keule oder zum eisernen Hammer aufzuweisen haben — Dinge, die wohl „zerkleubt" werden, nicht aber „was zerkleuben". Ueber Baumstümpfe und Wurzelenden zu stolpern ist doch auch nicht gerade ein Zeichen besonderer Tölpelhaftigkeit. Liegt den obigen beiden Ausdrücken nicht vielleicht das alte, schon in der lex Salica („in durpalo") sich findende niederdeutsche (ja, selbst bairische) dorpel, niederländische deurpel zu Grunde = dürpfel = Thürschwelle (eigentl. Thürpfahl), ein Wort, welches noch in anderen sprichwörtlichen Redensarten eine Rolle spielt? Man vgl. z. B. Grimm s. v. dürpfel: „der durpel ist der höchste Berg, hat man die Thürschwelle überschritten, ist man aus dem Haus

getreten, so ist die Hauptsache, das Schwerste gethan, dimidium facti qui bene coepit habet". Bekannt ist ja zur Bezeichnung eines ungeschliffenen, dummen, talpsigen Menschen die sprichwörtliche Redensart „mit der Thüre ins Haus fallen"; es ist eben ein Zeichen besonderer Dölpigkeit und Ungeschicklichkeit, „über den dorpel zu fallen" — der Dölpel fällt über den dorpel und ist höchlichst überrascht und verblüfft; er macht ein tragikomisches, dummes Gesicht, wenn er hinterrücks, ohne etwas Böses zu ahnen, über die Schwelle, den dorpel geworfen oder gestoßen wird, daß, wie Simplicissimus sagt, „ihn der Teufel hätte holen mögen".

So läßt uns, um wieder zu unserm Bauerntölpel zurückzukehren, dessen Herkunft vom dörper — dörfer übrigens von niemand bezweifelt wird, ein einziges Wort einen weiten, ganze Epochen aufhellenden kulturgeschichtlichen Blick thun; der schroffe Gegensatz, in dem Hof und Dorf, Ritter und Bauer zu einander stehen, ist bezeichnend für die zu der Zeit herrschenden Lebensanschauungen, bezeichnend für den Geist einer bevorzugten, sich kastenartig abschließenden Gesellschaft voller Selbstsucht und Dünkel.*) Dergleichen eigentümliche Hierarchieen mehr oder weniger unschuldiger Art spukten und spuken ja auch sonst im lieben deutschen Vaterlande, und in geflissentlich geschaffenen oder unwillkürlich sich bildenden sprachlichen Typen findet der soziale Zwiespalt wie ein Feldgeschrei seinen kurzen zusammenfassenden Ausdruck — hie Klerus, dort Laien — hie latînisch (gebildet, gelehrt), dort diutisk (von diot oder diota ‚Volk' = volksmäßig, ungebildet, ungelehrt) — hie adelig, dort bürgerlich — hie noblesse, dort roture oder canaille — hie Militär und Offizier, dort das ganz gemeine Civil, die große Masse der misera contribuens plebs — hie Akademiker, Student und Bursch, dort Philister und Knote, und innerhalb der civitas academica selber hie „Kulör" und Verbindungsstudent, dort „Fink" und „Kamel" — hie der bourgeois, dort der Proletarier u. s. w.

Wie nun bis in die neueste Zeit bei dieser prägnanten Namengebung das Französische von Einfluß gewesen ist, so sind unter seiner Einwirkung auch die beiden feindlichen Brüder hövisch und törperlich entstanden

---

*) „Gegen Ende des 13. Jahrh. sprach Adenès li Rois in seinem Romane Cléomadès (135 ff) es schon offen aus, daß nur Leute edler Geburt ehrenhaft, treu, bereit seien, für ihren Fürsten das Leben einzusetzen, die niederen Volksklassen, eben jene Villains, des Ehrgefühls bar, den Tod feige fürchten, nur auf Gelderwerb bedacht, zum Verkehr mit einem Fürsten sich nicht eignen". Schultz I, 156.

— wörtliche Uebersetzungen der durch das französische Rittertum schon „längst ausgeprägten" Begriffe courtois und vilain, courtoisie und vilenie.

Diese Wörter durchliefen ungefähr dieselben Wandlungen und Schicksale wie ihre deutschen Vettern, wobei allerdings (vielleicht unter dem Drucke von vil = niedrig, gemein) der französische vilain vom lat. villanus, dem Dörfler, über das Unadelige, Bäuerlich-Bürgerliche, Leibeigene hinweg zum Gemeinen, Niedrigen, Verworfenen, insbesondere zum Geizhals und Wüstling, noch weit tiefer sank als der nur ins Ungeschlachte ausartende deutsche Tölpel, törpel, dörpel, dörper. Diese niederdeutsche Form (für echt mhd. *dorfære *dörfer) weist uns übrigens den Weg, den Tölpel-vilain bei seiner Uebertragung ins Deutsche genommen hat: Flandern übermittelte „die höfische, ritterliche Bildung aus Frankreich den deutschen Landen", und mit der Sache kam das Wort.*)

Den Tölpel nun und die dörperheit abzulegen, ‚zu vermîden', wie es in Hartmanns Iwein heißt: das war auch das heiße Bemühen der Ritterpagen, der Knaben, Knappen und Knechte oder Edelknechte, die im Dienst eines Ritters erst die edle Ritterschaft, Zucht und Sitte lernen wollten und damit begannen, bei Tisch und in der Kammer aufzuwarten und dem Ritter den Speer oder den Schild zu tragen („Roland Schildträger"), wie der Lehrling heute zu Botengängen, zum Tragen von Briefen und Packeten benutzt wird.

Zu ihren Obliegenheiten gehörte es auch, Handwasser zu reichen.

Da die Tischgabel bei uns erst im 16. Jahrhundert in Gebrauch kam, so war es zur Zeit des Rittertums Sitte, der Not gehorchend — von der Hand in den Mund zu leben, d. h. die vorher schon mundgerecht und fingerbereit zugeschnittenen Speisen mit der Hand zum Munde zu führen.

οἱ δ' ἐπ' ὀνείαθ' ἑτοῖμα προκείμενα χεῖρας ἴαλλον.

Da mußten denn vor und nach der Mahlzeit die Hände gereinigt werden. Zu dem Ende erschienen Pagen oder Knappen (auch „kamerære") auf der Bildfläche, boten knieend Becken oder Schüsseln dar und gossen aus Kannen Wasser auf die in oder über das Becken gehaltenen Hände, welche man darauf an einem vom Aufwärter am Halse getragenen Handtuche trocknete. So heißt im Nibelungenlied, bei Walther von der Vogelweide, im Parzival u. s. w. wazzer nemen**) ‚die Mahlzeit beginnen'; für das mhd. daz

*) Vgl. Kluge s. v. Tölpel. — Lamprecht III. S. 193. —

**) Nibel. hrsg. v. Zarncke, 5. Aufl. S. 92, 2. Walther von der Vogelweide (Lachmann) 104, 30. Parzival (Lachmann) 237, 7. 622, 15 u. öfter.

wazzer geben, dar oder für tragen*) sagte man später auch das Wasser reichen, daher denn die seit Luther in Aufnahme kommende bildliche Redewendung einer Person oder Sache nicht das Wasser reichen, d. h. nicht den entferntesten Vergleich mit ihr aushalten, eigentlich ‚nicht einmal wert sein, ihr als Diener die niedrigste Handreichung zu thun' — ähnlich dem neutestamentlichen Bilde: „dem ich nicht genugsam bin, daß ich mich vor ihm bücke und die Riemen seiner Schuhe auflöse" (Markus 1, 7; vgl. Johannes 1, 27 u. ö.).

Aber ist eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schwester das Wasser reicht (Goethe.**)

Die Art und das Wesen der sittlichen oder vielmehr gesellschaftlichen Erziehung des angehenden Ritters aber erkennen wir am besten aus einer Reihe von Wörtern, welchen das Rittertum mit seiner Etikette, seinem Formalismus ein besonderes, späterhin freilich vergriffenes und verwischtes, nur selten noch ohne genaueres Zusehen erkennbares Gepräge aufgedrückt hat.***)

Für edle Bildung, Bescheidenheit und Selbstbeherrschung, das Ideal ritterlicher Erziehung, kennt die höfische Terminologie zunächst die zuht (Zucht), deren Gegenteil diu unzuht ist, d. h. ein Betragen, das der zuht zuwiderläuft = Ungezogenheit, Verstoß gegen den Anstand. Noch aus dem Jahre 1813 erwähnt Kluge in seinem Wörterbuch der Studentensprache: „Unzucht" Ggs. zu Zucht: „Hier wird Unzucht getrieben" = hier geht es wild durch und über einander.

Nicht minder als diu unzuht ist diu unmâʒe verpönt, der gegenüber als eine der vornehmsten Tugenden des Ritters die vor allen von Walther von der Vogelweide (46, 32 f.) gepriesene mâʒe galt:

aller werdekeit ein füegerinne,
daʒ sît ir zewâre, frowe Mâʒe,
er sælic man, der iuwer lêre hât.

Die Schicklichkeit, das wohlanständige höfische Benehmen bezeichnet sodann auch diu vuoge, diu rehte vuoge, dessen Gegenteil unvuoge

---

*) Nibel. S. 92, 1. (Des wirtes kameræere in pecken goldes rôt / daʒ waʒʒer für truogen), ebendort S. 290 (Dô rihte man die tische. daʒ waʒʒer man in truoc); vgl. Parzival 550, 11; 809, 16 (wie vil kameræer dâ waʒʒer gap. und waʒ man tafeln für si truoc) u. s. w.

**) Nach Schultz I. 416. Grimm v. s. reichen (VIII, 590). Blumschein a. a. O. S. 148 f. — Richter Nr. 117. — Wustmann 489, 1218.

*) Vgl. Lamprecht III, S. 196. Henne am Rhyn I, 188.

(Unanständigkeit, Unschicklichkeit, ungebührliches, unhöfisches Benehmen) noch heute in der Redensart „Unfug treiben", besonders aber im sogenannten „Groben-Unfug-Paragraphen" des Strafgesetzbuches ein immer wieder aufgefrischtes, schon manchem recht unangenehm gewordenes Dasein führt.

Auch diu scham erhielt in dem ritterlichen Sittenkanon einen bevorzugten Platz, und Walther von der Vogelweide verbindet scham unde triuwe, zuht und schame, und an der Stelle (102, 15 ff), an der er darüber klagt, daß auf den Stühlen, dâ wîsheit adel und alter gewalteclîche sâzen ê, nun leider der tumbe rîche — ganz wie Ende des 19. Jahrhunderts — sich protzig breitmache, meint er: des hinket reht und trûret zuht und siechet schame.

Endlich gehört zumft oder zunft*) hierher von zemen = ‚ziemen' gebildet, wie Kunft von kommen, (Ver)nunft von (ver)nehmen (mhd. vernemen). Zunft bedeutet anfänglich also nichts mehr und nichts weniger als das, was sich ziemt, was infolgedessen Regel und Gesetz wird, und bei Wolfram von Eschenbach im Parzival 122, 17 müssen wir unter ritterlîcher zunft so viel verstehen als ritterlîche zuht, bezw. Gebot und Gesetz ritterlicher Zucht. Von der zunft, von dem, was geziemend und schicklich ist, geht also die zuht des Ritters aus, und in sie, d. h. in die durch Vorschriften und Grundsätze der Schicklichkeit und guten Sitte geregelte geschlossene (ritterliche) Gesellschaft — Zunft im späteren Sinne — mündet sie, die Mutter der „Zünfte": schon die „ritterschaft" war eine „zunft".

Zuht und vuoge, scham und zunft suchen auch wir noch unsern Knaben, leider nur zu oft vergeblich, beizubringen — unsern Knaben, denen das alte höfische Pagengewand freilich völlig abgestreift ist, während der kneht, wie der Knappe in den drei letzten Jahren seiner Lehrzeit genannt wurde, der „Ritterkandidat",**) gar dasselbe Schicksal der Erniedrigung und Herabwürdigung über sich hat ergehen lassen müssen wie die ritterliche maget, die ledige Frau, die Jungfrau, die Maid, die — Magd.

Aus der Stellung des ritterlichen „Eleven" und „Volontärs" heraus, ja von der Höhe der Ritterwürde selbst ist der Knecht im Laufe der Zeiten hinabgestoßen in die Tiefe niedrigster Dienstbarkeit. Selbst der erprobte Kriegsmann, der edle, streitbare Held war dem Mittelhochdeutschen

*) Vgl. Lamprecht III, S. 195.

**) Niedner, S. 19. Götzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer s. v. Turnier, S. 1019. II.

noch ein kneht; so wurde Karl der Große ein guot kneht, der Macedonierkönig Alexander ein tûrer kneht genannt; dasselbe Epitheton wird den Helden der Tafelrunde gespendet. Dann kam, während nur im englischen knight der Ritter erhalten blieb, vom Ende des 15. Jahrhunderts an — der Landsknecht, der Spießknecht, der Fußknecht, der Kriegsknecht, der Troßknecht, außerdem als unangenehmer, aber notwendiger Begleiter des Landsknechts der Steckenknecht, ferner der Folterknecht, der Henkersknecht, der Freiknecht (d. h. der Knecht des Freimanns oder Schinders) und zuletzt der Viehknecht in mancherlei Gestalt — der Ochsen-, Pferde-, Schaf- und Schweineknecht; den Beschluß bildet der stumme, aber nützliche Stiefelknecht. Sic transit gloria mundi.

Es liebt die Welt — und auch die Sprache — das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn.

Wenn Nero Hundename wird, so können wir das begreiflich finden; daß aber selbst einen Cäsar dieses Schicksal traf, ist tragikomisch.

Es geht den Worten wie den Menschen — sie sinken nicht selten von Stufe zu Stufe, bis sie an einem Punkte anlangen, wo es kaum noch weiter bergab gehen kann. Auch in der Sprache giebt es einerseits Emporkömmlinge und Protzen, denen die Sonne des Glücks unverhofften und unverdienten goldig schimmernden Glorienschein verlieh, auf der andern Seite aber wiederum heruntergekommene, vom Schicksal stiefmütterlichst behandelte, zu den Parias verstoßene Individuen. Selbst unter Droschkenkutschern, Chaussee- und Eisenbahnarbeitern, Bettlern und Landstreichern ist mancher, der einst bessere Tage gesehen und zu der besten Gesellschaft gehört hat — die schäbige, verschossene Eleganz des aus dem Schiffbruch geretteten Leibrocks, zerrissene Lackstiefel und „höfisches“ Gebahren bei allgemeiner Zerlumptheit des Äußeren weisen dann oft (es giebt auch eine Etymologie der Sitten und Lebensschicksale) abstoßend, melancholisch und widerspruchsvoll auf vergangene Zeiten zurück, bis auch der letzte Schimmer verbleicht.

Nicht ganz so tief, obgleich er selbst in den Schoß der Erde stieg, ist der Knappe gesunken, dessen Name bekanntlich noch in manchen Gewerben zur Bezeichnung des Lehrlings und Gesellen im Gegensatz zum Meister verwendet wird. So ist ja, um den Mühlknappen u. a. zu übergehen, der Bergknappe die Mittelstufe zwischen Grubenjunge und Häuer und in weiterem Sinne jeder gewöhnliche Bergmann, daher Knappschaft die Gesamtheit oder Genossenschaft der Bergknappen, der Bergleute: „in das ew'ge Dunkel nieder steigt der Knappe.“

Der Ritter in Wehr und Waffen — ohne Lanze.

Besteht zwar, um wieder mit dem ritterlichen Knappen und Knecht zu beginnen, im allgemeinen zwischen beiden „kein anderer Unterschied, als daß den Schriftstellern, Zeiten, Dienstkreisen bald das eine, bald das andere gebräuchlicher ist,"*) und wird, wie wir sahen, unter Verallgemeinerung des Begriffs auch der Ritter oft Knecht genannt: so werden beide doch in der ritterlichen Hierarchie, nach der höfischen Rangordnung (rîters reht), streng von einander gesondert, eine Trennung, die sich selbst auf die Bewaffnung erstreckt: der Knappe, der „rîters namen" noch nicht „gewan", darf nur in offener Helmkappe ohne Schild und Waffenrock reiten.

Die Ausdrücke nun für die einzelnen Teile der Rüstung des Ritters wie für sein kriegerisches Leben und Treiben sind zwar bei weitem nicht alle erst durch ihn und für ihn neu geschaffen, wohl aber durch ihn und für ihn oft mit neuer Prägung und Legierung versehen, und zweifellos ist es, daß die einschlägigen Uebertragungen, Bilder und Gleichnisse erst durch das immerhin einige Jahrhunderte im kriegerischen Leben, Denken und Sprechen des Volkes herrschende Rittertum und seine Terminologie dem Deutschen recht nahe gebracht, vertraut und mundgerecht gemacht und schließlich durch neuere Schriftsteller unserer Muttersprache als Kurantmünze unverlierbar einverleibt sind.

Da ist zuerst der allgemeine, die einzelnen Teile umfassende Ausdruck „rüsten, die Rüstung". Ahd. hrustjan, mhd. rüsten wird anfänglich nur in der allgemeinen Bedeutung „zurechtmachen" und vom Schmücken

*) Freytag II, 1, S. 8 Anm.

durch die Kleidung gebraucht = instand setzen, ausstatten, ausstaffieren, insbesondere von der Kleidung des Kriegers, der reisigen Rüstung des Ritters. „Den Schmuck des Mannes machte wesentlich die Art der Bewaffnung aus; daher geht ‚rüsten' in natürlicher Entwicklung in den Sinn von ‚waffnen, wehrhaft machen' über". (Grimm s. v. rüsten.)

So rüsten wir uns denn zum Aufbruch, zur Reise, zum Kampfe, auch zu dem Kampfe mit dem „feindlichen Leben":

„Wer durchs Leben
Sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüstet sein." (Schiller, Tell III, 1.)
„Und selbst die Liebe — wie in Stahl gerüstet,
Zum Todeskampf gegürtet, tritt sie auf."
(Schiller, Piccolomini III, 9.)

Und entrüsten? Ist es nicht auf den ersten Blick das Gegenteil von rüsten? J. H. Voß hat zwar für ‚entrüsten' die Erklärung: „aus der Rüstung (d. i. im älteren Sinne: aus der Ordnung und Fassung) bringen".*) Wer denkt aber bei dem Worte nicht an das aus dem Kriegsleben genommene ‚entwaffnen' — „sie entwaffnet den rachgierigen Gemahl", „ein Blick, der einen Teufel hätte entwaffnen müssen"? So ist auch entrüsten im Mhd. zuvörderst s. v. a. der Waffenrüstung entkleiden, exuere armis, ahd. hrusti giwinnan, und wird metaphorisch von der Freude gesagt, welche das erregte Gemüt entwaffnet, zum Frieden umstimmt: „ir muot wart entrust".**) Das scheint nun verallgemeinert und auf jeden plötzlichen Gefühls- und Stimmungswechsel übertragen zu sein, indem das Bewußtsein des etymologischen Zusammenhangs mit hrustjan und Rüstung verloren ging oder verschoben und in den Hintergrund gedrängt wurde durch den später sich vorschiebenden Gedanken an Rüste (= Rast und Ruhe) — von rust, einer spät mhd. Nebenform von rast: „Die Sonne, das Jahr, das Jahrhundert geht zur Rüste", d. h. zur Rast, zur Ruhe.

Aber — es möge uns gestattet sein, ein eigentlich erst später zu behandelndes Wort schon hier Platz nehmen zu lassen — ist nicht vielleicht entsetzen ein Analogon zu entrüsten? „Einen vom Rosse ab-

*) Ebenso Wustmann 210, 525.
**) Nach dem mhd. Wtb.: Liedersf. 3, 309.

werfen" heißt mit sarkastischer Färbung*) anstatt setzen hinderz ors oder setzen ûf daz gras auch einfach entsetzen, z. B. Erec 2693 „den edeln ritter entsatzte er", vgl. Mhd. Wtb. s. v. entsetzen. „Jemand entsetzen" = „in Furcht und Schrecken jagen, aus der Ruhe in die Unruhe bringen"**) wäre dann also an erster Stelle „aus dem ruhigen Sitz auf dem Pferde emporschrecken und herabstürzen, aus dem Sattel setzen" — im Gegensatz zum „sich entsetzen lassen" steht in der Turnierterminologie des 16. Jahrhunderts „den Stoß versitzen".***) Der Schrecken nun, den der kritische Augenblick des „Entsetzens" dem „Entsetzten" jäh durch alle Glieder jagte, muß Herz und Nieren nicht minder durchzuckt und gerüttelt haben als die „Entrüstung" den in unglücklichem Kampfe „Entrüsteten" in helle Wut versetzte; wahrscheinlich hat also Blumschein a. a. O. IV, S. 147 gar nicht so unrecht: „als ‚Entrüsteter' geriet er", d. h. der im Turnierkampfe besiegte Ritter, dessen Roß und Rüstung dem Sieger verfallen war, „dann wohl nicht selten in die Gemütsverfassung, die eben dieses nhd. Wort, dem der ursprüngliche Bezug gänzlich abhanden gekommen ist, bezeichnet."

Also — entwaffnet, entrüstet, entsetzt: tres faciunt collegium.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle, jedenfalls ist nhd. rüstig, mhd. rüstec, ahd. rustîg, ursprünglich = gerüstet. So übersetzt noch Schlegel im Richard II., 1, 3: „Ist Heinrich Hereford rüstig?", worauf die Antwort erfolgt: „In voller Wehr", und Rückert spricht vom „kampfrüstigen Nischadafürsten", Lenau vom „stachelrüstigen Geschlecht der Immen", Pyrker von „furchtbar rüstigen Klauen der Bärin". Aus dem Kampf gerüsteten, Streitbaren wurde das Kraftvolle, Rührige, Schnelle — der gewandte rüstige Reiter, der rüstige Advokat, das rüstige Roß, und mit der Rüstigkeit des Körpers verbindet sich ein rüstiger Geist, Mut oder Sinn.

Ein Wort, welches in späterer Zeit mit Vorliebe gebraucht wird, wenn es sich um die Ausrüstung zu einem Turnier handelt, ist mhd. der ziuc (ahd. ziug, gaziug), nhd. das Zeug — Turnierzeug, Stechzeug, Rennzeug, Gestech im hohen Zeug, Rennen in hohen Zeugen u. a. Wenn wir also gegen oder für jemand, gegen oder für etwas ins Zeug gehn oder fahren, uns ins Zeug legen oder werfen, so können wir damit, genauer zugesehn, nur sagen

*) S. Fr. Hausen, die Kampfschilderungen u. s. w. S. 33.
**) Grimm III. Sp. 621, 6.
***) Corn. Gurlitt, deutsche Turniere u. s. w. S. 15.

wollen, daß wir uns geharnischt oder gerüstet in den Sattel schwingen zu ritterlichem Kampfe, zu schneidigem Angriff. Da ‚fahren' wir denn zunächst noch, wie ein heißsporniger Ritter, ‚verwegen' und ‚leidenschaftlich', aber nicht selten auch allzu ‚blind' ins Zeug; allmählich aber verblaßt das Wort zu einem bloßen ‚sich anstrengen, sich zusammennehmen', und der tiefere Sinn des Bildes geht uns gänzlich verloren.

Der Ritter aber, welcher sich ins Zeug geworfen, sich gerüstet, rüstec gemacht hatte, war — fertig, reisig, bereit: auch diese drei Adjektiva entstammen dem Kriegerleben, dem Waffenhandwerk.

Bei fertig zeigt schon ein Blick auf die ahd. Form fartîg die richtige — gangbare, „fertige" Spur: der miles expeditus, der kampf gerüstete Reiter und Ritter ist ahd. fartîc, fertîg, mhd. vertec, vertic, nhd. fertig, d. h. zur vart, zur hervart, zur reise gerüstet.

Selbst dieses Wort, unser nhd. Reise, ist militärischen Ursprungs. Im Mhd. bedeutet es von Hause aus nichts anderes als „Aufbruch in Wehr und Waffen, Kriegszug", und wer reisec ist, der ist zur reise, d. h. zur Heerfahrt gerüstet: reisec ist = rüstec. Wenn nun später, z. B. bei den Landsknechten, die „Reisigen" = Reiter im Gegensatz zu den Fußknechten stehen, so weist das auf die Ritter- d. h. Reiterschaft früherer Zeiten zurück, da der Krieger ein rîter, ein Reiter war und der reisige man ohne das reisige ros nicht gedacht werden konnte.

Und erinnert ahd. bireiti, mhd. bereite, bereit nicht auch an — reiten? Freilich meint die in „reiten" steckende Wurzel zunächst jede Fortbewegung = sich aufmachen, fahren, und erst an letzter Stelle auch reiten: ahd. reita ist der Wagen = dem altgallischen Worte rêda, welches ja noch in verstümmelter, kaum erkennbarer Gestalt in paraveredus — Pferd enthalten ist.*) Ein Gegenstück zu reiten, reita, (be)reit (mhd. auch reite, reit; ahd. reiti) ist englisch ride ‚reiten', road ‚die Straße', ready ‚bereit'. Die Kunst des Reitens ist eben verhältnismäßig jung**), und (be)reit ist synonym mit fertig = ‚fahrtbereit, mit der Kriegsausrüstung versehen und zum Ausrücken fertig und gerüstet'. „Die Armee wurde feldmarschmäßig gerüstet, auf Kriegsfuß gesetzt" würde also auf mhd. etwa zu übersetzen sein (nach Heinr. Tristan 1549, mhd. Wtb. s. v. rüste): „allez sîn gesinde wart schône ûz gerüstet und bereit."

*) Vgl. des Verfassers etymologische Plauderei „Krieg im Frieden" I, S. 30.
**) Vgl. die interessanten Bemerkungen Kluges s. v. reiten.

Sîn gesinde? Ja wohl, der ehrsame, friedliche Gesindevermieter ist, wenn wir das Wort etymologisch-geschichtlich fassen, eigentlich ein Kriegsgefolgschaftsvermieter: ahd. gisind, mhd. gesint (davon das Kollektivum ahd. gisindi, mhd. gesinde) ist derjenige, der mit einem Kriegsmann einen sind. d. h. eine Reise, einen Heereszug unternimmt. Vom Fahrtgenossen oder Gefährten — auch dieses Wort gehört hierher — wird der gesind schließlich zum Dienstboten, zur Magd, zum Knecht.

Um nun rüstig, reisig, fertig und bereit zu sein, legte der Ritter zur Rüstung des eigenen Leibes den Harnisch*) an. Mhd. daz und der harnasch ist ein Wort, welches, in letzter Quelle aus dem Keltischen fließend, im Ausgang des 12. Jahrhunderts aus dem Altfranzösischen entlehnt wurde (kymr. haiarnaez = Eisengeräte).

In den besonders seit Luther geläufigen nhd. Uebertragungen wird Harnisch als gleichwertig mit Panzer gebraucht, obwohl dieser letztere nur ein Teil des Harnisches ist = ‚Bauch- oder Brustharnisch' aus italienisch panciera von panze (panse) = ‚Unterleib'.

„Ich lege", sagt Luther, „mein Harnisch an in Gottes Namen, das Panzer oder Krebs der Gerechtigkeit"; vgl. die Bibelstellen Eph. 6, 14. I. Thess. 5, 8.

Krebs hieß — seit dem 15. Jahrhundert — nach der Aehnlichkeit mit der Krebsschale in der Rüstung der Ritter „ein Brustharnisch in Plattenform (im Gegensatz zum früheren gestrickten Eisenhemde, Ringpanzer)".

Kein Wunder ist es, daß gerade der streitbare Recke, der unermüdliche, heldenhafte Kämpfer für Gottes Wort, Martin Luther — „ein feste Burg**) ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen" — er, dessen ganzes Leben Kampf und Sieg war, gerne aus der Rüstkammer und dem Zeughause allerlei Ausdrücke und Bilder entnahm.

„Sîn herze was ze velde ein burc.
gein scharpfen strîten wol sô kurc,
in strîts gedrenge man in sach."***)

*) Auch sarwât. wîcgewant. wîcgeserwe. sturmgewant. strîtgewant. Seit dem 15. Jahrh. beginnt harnisch. aus harnasch abgeschwächt, gebräuchlicher zu werden, um schließlich die ältere Form ganz zu verdrängen.

**) Aehnlich oft in der Bibelübersetzung: „Der Herr ist mein Fels und meine Burg und mein Erretter, 2. Sam 22, 2; vgl. Psalm 18, 3; 31, 3: „Denn Du bist mein Fels und meine Burg", Psalm 71, 3; „meine Zuversicht und meine Burg", 91, 2.

***) Parzival hrsg. von Lachmann 339, 5 ff. (kurc = sichtbar, deutlich.)

Meisterhaft, kraftvoll ist seine Uebersetzung im 5. Kapitel der Weisheit Salomonis, Vers 18 ff.

Der Herr „wird seinen Eifer nehmen zum Harnisch und wird die Kreatur rüsten zur Rache über die Feinde.

Er wird Gerechtigkeit anziehen zum Krebs und wird das ernste Gericht aufsetzen zum Helm.

Er wird Heiligkeit nehmen zum unüberwindlichen Schilde.

Er wird den strengen Zorn wetzen zum Schwert, und die Welt wird mit ihm zum Streit ausziehen wider die Unweisen.

Die Geschosse der Blitze werden gleich zutreffen und werden aus den Wolken, als von einem hartgespannten Bogen, fahren zum Ziel."

Nun, er ist nicht nur selber oft in Harnisch geraten, der fromme, schwermütige Augustinermönch, der furchtlose Prediger zu Wittenberg, der — „den Harnisch Gottes angezogen", sondern unzählige Gegner hat er, der reformator Germaniae, mehr noch als weiland die Weigande Walter von der Vogelweide und sein Zeitgenosse Ulrich von Hutten in Harnisch gebracht, getrieben, gejagt — oder, um eine Wendung des litterarischen Reformators Lessing zu gebrauchen, als schneidiger Satiriker durch seine „Streitbucher, Sexternlein und Quaternlein" in Harnisch geschrieben und — wie lange hat er gerungen, ehe er den entscheidenden Schritt that! — auch an ihm, dem echt deutschen Manne, wurde es klar, „daß ein Deutscher schwerlich ins Harnisch zu bringen, aber noch schwerer draus zu bringen ist." „Als denn so laszts gehen, und hawet drein, seid denn menner, und beweiset ewern harnisch" ist ein Luthersches Wort. Ja, er hat ehre und preis erstritten und die manheit und harnisch bewiesen".*) Geharnischt waren seine Predigten wider die Bilderstürmer, geharnischt und packend sein Sendschreiben „An den Christlichen Adel deutscher Nation: von des Christlichen standes besserung", geharnischt und waffenklirrend durch und durch seine Schrift „Wider Hans Worst", den Herzog von Braunschweig, geharnischt und oft über die Maßen starrend von massigem Humor und rücksichtslosem, unerbittlichem Witz und Hohn „Auff des Königs zu Engelland Lästerschrift Mart. Luthers Antwort" — genug, er war ein ganzer Mann, von echt germanischem Schrot und Korn, „ange-

*) Den harnisch beweisen heißt bei Luther ‚sich mutig, mannhaft zeigen'.

than mit dem Krebs des Glaubens und der Liebe und mit dem Helm der Hoffnung", scharf und schneidig wie ein zweihändiges Ritterschwert, spitzig und wuchtig wie ein Streitkolben aus der Zeit des Bauernaufstandes, geharnischt vom Scheitel bis zur Sohle.

„Harnisch" ist also aus der Fremde zu uns gekommen und verhältnismäßig jung; viel älter, ja ein gemeingermanisches Wort ist Schild, got. skildus.

Schon bei den Germanen der Taciteischen Zeit*) war es ja die höchste Ehrenbezeigung, bei den Franken und Burgunden sogar das Zeichen der Königswahl, auf den Schild erhoben, auf dem Schilde emporgehoben zu werden, und seit dem Jahre 1871 haben die Deutschen eine Menge mehr oder minder würdiger Parteiführer auf den Schild erhoben — zur Wahl in den Reichstag.

Daß nun aber der Schild auch von dem Ritter besonders hoch geschätzt wurde, geht schon daraus hervor, daß er als Symbol des Rittertums galt; schildes ambet ist = Ritterdienst und Rittertum. Schildes ambet oder einfach den schilt gewinnen bedeutet „Ritter werden", swer volget dem schilde heißt „wer Ritter ist", ir tragent die vesten schilde „ihr seid Ritter", ebenso schildes ambet üeben, des schildes oder der schilde pflegen. „Du solt wiȥȥen", sagt der Winsbeke 17 f., „daȥ der schilt hât werdekeit und êren vil", und „rîters adel und lûter triuwe die erbent zuo dem schilde", steht im Tristan von Heinrich von Freiberg.**) Diesen Adel, diese Würde und Ehre seines Schildes unversehrt zu erhalten, war Pflicht und Aufgabe des Ritters: davon sprechen noch heute Wendungen wie Ehrenschild, den Schild rein und unbefleckt erhalten.

Wertvoll war dem Ritter der Schild — von seiner symbolischen Bedeutung abgesehen — auch als seine hauptsächlichste Schutzwaffe; „so lange er ihn noch hat, ist seine Lage keine verzweifelte". Iwein 7136:

unz er den schilt vor im treit (= trägt),
sô ist er ein sicher man.

Wenn nun mit diesem ritterlichen Schilde zusammen Schirm (mhd. der schirm oder scherm, ahd. der scirm oder scerm) die bekannte allitterierende Verbindung eingeht Schild und Schirm, woran sich dann

*) Tacitus. Hist. IV, 15.

**) Nach dem mhd. Wtb. in Gottfrieds von Straßburg Werken, hrsg. von Fr. v. d. Hagen, B. 2: 1373.

Schild und Schutz, Schutz und Schirm anschließen, so ist das nicht etwa ein äußerlicher Zufall oder ein bloßes Buchstabenspiel, sondern Schild und Schirm gehören wie Helm und Harnisch auch sachlich, kultur und waffengeschichtlich zu einander; Schirm ist nicht weniger als Schild ein echt ritterliches Wort und nicht selten geradezu = Schild. Als terminus technicus hat es seine besondere Geltung in der ritterlichen Knabenerziehung: das Fechten mit Schwert und Schild wird schirmen genannt; vorzugsweise ist schirm und schirmen ein sportssprachlicher Ausdruck für das „Parieren", das Auffangen der Hiebe des Gegners mit dem Schilde. Die Knaben aber, die den Fechtunterricht erhielten, nannte man schirmknaben, das für den Unterricht gebrauchte Schwert schirmswert, die Fechtwaffen im allgemeinen schirmwâfen.*) So verstehen wir erst recht die bekannten Verse Uhlands in dem Gedichte „König Karls Meerfahrt":

„Da sprach der kühne Held Roland:
Ich kann wohl fechten und schirmen" —

es ist derselbe ritterliche Held, den Uhland auch als „Roland Schildträger" besungen hat. Aus dem Deutschen ist schirm. bezw. schirmen alsdann in die romanischen Sprachen übergegangen, frz. escrime, span. portug. esgrima, ital. scherma und scrima = Fechten, Fechtkunst; schermo = Schutz und Schirm; schermire und schermare ‚fechten'; schermidore ‚Fechtmeister'. Aus ital. schermugio, der scaramuccio und die scaramuccia, scaramuzza = „Gefecht zwischen kleinen Scharen" entstand endlich wieder als doppeltes Lehnwort — hinüber und herüber entlehnt — das deutsche Scharmützel.

Mit dem Namen „Scharmützel" wird übrigens im 16. Jahrhundert eine besondere Art des Turnieres**) bezeichnet: ein festes Haus, welches von einer sogar mit Geschützen versehenen Partei besetzt ist, wird von einer anderen (es sind phantastisch gekleidete adlige Reiter mit ebenso aufgeputzten Hakenschützen) unter vielem Lärm gestürmt; dabei giebt es „viel hundert topf zum herrauß werfen" und „gute truckene (unblutige) Schlege"; „etliche" aber (gerade wie bei uns im Manöver) „mögen niederfallen und sich stellen als ob sy beschädigt wären". „Halbe Spieße" und „Gabeln zum Herabstoßen" werden der Besatzung gegeben — als Mittel zur Verteidigung, zu Schutz und Schirm.

*) Nach Schultz I. 164 f.
**) S. Corn. Gurlitt a. a. O. S. 19 f.

Doch kehren wir vom Schirm-Scharmützel zum Schilde zurück.

Jene Erweiterung der Bedeutung des Wortes von Schutzwaffe zu Rüstung und Waffe überhaupt tritt auch deutlich hervor bei der trotz Pulver und Blei, Bomben und Granaten immer noch auf dem Posten stehenden ritterlichen schiltwache oder schiltwahte (auch schiltwarte), d. h. der Wache mit dem Schilde, der Wache in voller Rüstung; daher natürlich auch das — Schilderhaus. — Hagen und Volker, wie „pflegen" sie treu und trutzig, fröhlich und mutig „der schiltwache" vor dem Saale, in welchem die Burgundenhelden ruhen am Hofe Etzels, ehe das blutige Todesverhängnis hereinbricht!

Dô nam ir ietwedere den schilt an sîne hant,
unt giengen ûz dem hûse für die tür dô stân.
dô huoten si der degene: daz was mit triuwen getân.

Und nur auf kurze Zeit legt Volker, der küene videlære, den Schild aus der Hand, um zu seinem geliebten Saitenspiel zu greifen; von süßen Tönen erschallt der Saal — laut und kräftig erst, dann leiser und immer leiser, senfter unde süezer, bis erquickender Schlaf die müden Kämpen umfängt.

Dô nam der degen widere den schilt an sîne hant:
dô gie er ûz dem hûse für die türe stân
unt huote sîner friunde vor den Kriemhilde man.*)

Aber nicht als Waffe allein war den Rittern ihr Schild so wichtig; er konnte jene zu Anfang erwähnte symbolische Bedeutung nur gewinnen und hervorragender Ehrung und Sorgfalt gewürdigt werden, weil der „Schildes Amt Übende" in ihm sein Wappenzeichen führte: so führen auch wir noch dies und das, Gutes oder Böses im Schilde: „was in der Brust wir tragen und im Schilde", sagt Chamisso. Der Ritter freilich wies auf dem Schilde sein Wappen, um dadurch das Dunkel, welches sonst in Gestalt der alles verbergenden Rüstung über ihn ausgegossen war, zu lüften und zu lichten — er trug gewissermaßen seine Visitenkarte im Schilde; was dagegen wir Epigonen „im Schilde führen", das suchen wir möglichst zu verstecken, in Dunkel und Geheimnis zu hüllen.

Nicht sehr häufig mag es vorgekommen sein, daß ein Ritter, um unerkannt zu bleiben, den Schild umdrehte, so daß das Wappen nach innen gekehrt und versteckt war. Wendungen wie „den Schild umdrehen"

*) Nibelungenlied, hrsg. von Zarncke 1875, S. 279, 6 ff.

oder „das Wappen verbergen" haben wir nicht, während doch die Redensart „mit geschlossenem, bezw. offenem Visiere kämpfen" gäng und gäbe ist. Diese Wendung will natürlich, da das Visier der das Gesicht des Ritters bedeckende Teil des Helmes ist, so viel sagen als ‚beim Turnier sich kenntlich oder unkenntlich machen' und in übertragenem Sinne ‚versteckt und gleichsam anonym oder offen und mit unverhohlener Einsetzung des Namens und der Person in den Kampf gehn'. Es wird also das Visier zum Ausgangspunkt einer Redewendung genommen, in welcher eigentlich der Schild besser am Platze wäre. Vielleicht ist ein älterer Ausdruck durch einen späteren verdunkelt und verdrängt worden. Das Wort Visier ist eben ganz jungen Datums; es wurde erst während des 15. Jahrhunderts herübergenommen aus ital. visiera, frz. visière = Helmgitter.

Mit geschlossenem Visiere aber pflegen wir heutzutage zu kämpfen, wenn wir etwas im Schilde führen; auch brauchen wir dazu keine Schilde mehr, wohl aber unzählige Schilder — zu ehrlichem und noch viel mehr unehrlichem Wettbewerb; waren die Schilde der Ritter dazu da, um den Inhaber, die „Firma", zweifellos erkennen zu lassen, so hängen wir jetzt nur zu oft die Schilder als Maske aus, um das „verehrte Publikum" unter lockender, aber trügerischer Aufschrift zu täuschen — daher das sogenannte Aushängeschild.

Auch das ist eine alte Rittersitte, den Schild herauszuhängen, aber zu ehrlicher „Konkurrenz" und ohne Lug und Trug und gleißenden Schein. War Frieden und befand man sich eines Turnieres oder sonst einer Feier wegen in fremder Stadt, so wurden — wie etwa im Manöver allerlei aus Stroh geflochtene, den Rang und die Eigenschaft des Quartierinhabers bezeichnende Bilder und Figuren vor den Quartieren aufgehängt werden — „die Banner der Großen, die Schilde der Ritter vor ihren Herbergen, die mit Blumen und Laubwerk geschmückt waren, aufgepflanzt oder ausgehängt".*) Auch vor Beginn des Turniers wurden sie zur Musterung und Wappenschau ausgehängt.**) „Das Heraushängen der Schilde vor den Zinnen der Burg bedeutete, daß die Besatzung zur äußersten Gegenwehr entschlossen sei. Im Felde hängt man die Schilde vor die Zelte; man stellt auch die der Kampf-

*) Schultz II, S. 126. Vgl. Henne am Rhyn I. S. 198 f.

**) Niedner S. 75.

lustigen aus und überläßt es dem Fremden, einen zu berühren und so dessen Herrn herauszufordern; endlich werden der Besiegten Wappenschilde in Klöstern aufgehängt".*) Aehnliches geschieht bei einer besonderen Art des Turnierspiels, dem Fôreis oder Forestspiel (prov. foresta und forest = frz. forêt ‚der Wald'): da werden die Schilde von einer ganzen Hofritterschaft vor dem Schlosse — ist forest mit dem lat. foris ‚draußen', foras ‚heraus' verwandt? — oder im Walde ausgestellt, an Bäume gehängt, und wiederum ist „jeder Ritter bereit, mit dem zu kämpfen, der seinen Schild berührt.**)

All diesen adligen Waffenspielen gewinnen nun schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts wohlhabende Kaufleute und Bürger Geschmack ab — daher dann später die Gesellenstechen und Schützenfeste, und aus dem Jahre 1281 erzählt uns die Magdeburger Schöppenchronik***) recht niederdeutsch-behaglich, wie „in dussen tiden .... kunstabelen, dat weren der rikesten borger kinder", ein großes Ritterfest mit Roß und Speer und Schild veranstalten; sie nennen es Gralspiel, es ist aber eine Nachbildung des Forestspieles. Nach allen möglichen befreundeten Städten ergehen dazu Einladungen; eine frowe, freilich sehr zweifelhaften Rufes, wird als erster Preis ausgesetzt, und wie echte Ritter hängen auch sie ihren Schild an die Bäume und kämpfen mit dem, der ihn berührt.

Also — ritterliche Sitten werden von dem Kaufherrn nachgeahmt: kein Wunder, wenn er sie seinem Charakter entsprechend auch praktisch verwertete. Manches höfische Sportssprachprodukt wird von den Städtern aufgegriffen, für ihre Verhältnisse passend zugestutzt und in des Wortes eigentlichster Bedeutung eingebürgert. Als darauf die Turniere der Bürgerschaft durch die Schützenfeste verdrängt wurden, „blieben noch Jahrhunderte lang die Ausdrücke der Rittersprache".†) Da dürfte es denn kein Zweifel sein, wie und woher wir in letzter Linie das — Aushängeschild bekommen haben: der Schild, den der Ritter aushängte, war Vorbild und Muster für das Schild, welches vom findigen, fortschrittlichen Krämer und Kaufmann oder vom „praktischen" Arzte ausgehängt und vom Dienstmann an der Mütze oder auf der

*) Schultz II. S. 97 f.
**) Schultz II. S. 154.
***) Schultz II, S. 117; vgl. M. Jähns, Roß und Reiter II, S. 75 f.
†) S. Max Jähns, Roß und Reiter II, S. 77.

Brust getragen wird. Mit der Änderung des Begriffes ist dann nachträglich auch die Differenzierung des Geschlechtes (d a s Schild für d e n Schild) und der Deklination (die Schil d e r für die Schil d e) eingetreten.

Das Schild des Kaufmanns zeigt keine kriegerisch ritterlichen Wappenbilder mehr; friedlich deuten Stiefel und Schuh, Tisch und Stuhl, Kanne und Traube, Kappe und Haube auf das ehrsame, zünftige Handwerk und Gewerbe. Mancherlei wildes Getier dagegen, wie Löwen, Leoparden, Panther, Wölfe, Eber, Adler u. s. w. wurden neben allerlei andern Bildern und Zeichen mehr oder weniger kunstvoll auf den Schild des Ritters gemalt. Berühmt waren nach Wolframs von Eschenbach Parzival 158, 15 die Schildmacher zu Köln und Mastricht. Sie hießen schiltære, schilter ‚S c h i l d e r e r': sie verstanden zu schilderen ‚zu s c h i l d e r n', d. h. die Schilde zu bemalen. Im älteren Nhd. hieß darum schildern s. v. a. porträtieren („sich schildern lassen"), und noch Goethe schreibt: „Ich lege eine kleine S c h i l d e r u n g, eine Aussicht von meinem Balkon bei." Ebenso ist bei Goethe, Rabener, Kant, Platen S c h i l d e r e i ein Gemälde, ein mit Farben ausgeführtes Bild.*) Vom Pinsel aber zur Feder, von der Palette zum Tintenfaß oder zur Druckerschwärze ist nur ein Schritt, und — Goethe vornehmlich schildert schon „nach dem Leben" und „mit wenigen Zügen"; mit der „ausgeführtesten Schilderung von einem so wenig geübten Pinsel" meint Wieland die Leistung des litterarischen Schreibstifts. So haben wir denn heute unendlich viele Natur-, Charakter-, Sitten- und sonstige Schilderungen — für die Selbstschilderung sagen wir allerdings auf gut deutsch Autobiographie. Wir schildern a b, schildern v o r, schildern n a ch — ja, es wird sogar v e r-schildert und m i ß geschildert, d. h. falsch geschildert, wie z. B. selbst Lessing „mißgeschilderte Charaktere" aufweist. Aber trotzdem kommt ‚schildern' von den Schil d e n und nicht von den Schil d e r n.

Die Mitte des Schildes bildete übrigens der oder diu b u c k e l (vom franz. bocle, boucle, mlat. buccula ‚kleine Backe', Deminutiv von bucca ‚bouche'), d. h. die aus einem Erzbeschlage bestehende halbrunde

*) Von der fortschreitenden „modernen Technik" wurde und wird das Alte, das Deutsche immer mehr in den Hintergrund gedrängt: wir lassen uns als Kinder des zur Neige gehenden 19. Säculums nur noch „photographieren" oder „porträtieren".

Schilderhöhung, daher „ein Buch mit Buckeln beschlagen", „ein Pferdezeug mit Buckeln", und „der wohnet in jenem Hause, da die Thür mit den großen Buckeln (Gryphius).*) Vom Schildbuckel zum Höcker ist kein weiter Weg — zum Höcker, mhd. hover oder hoger. „der dâ ze den schultern ûz gebogen ist", und ein hover oder hoger, d. h. ein Bucklichter, „treit (trägt) einen berg hinden ûf dem nacke". In witziger Weise wird dann später nicht blos der Auswuchs auf dem Rücken, sondern dieser selbst buckel genannt.**) Der buckel ist also viel jüngeren Datums als der ahd. hrucki, mhd. rücke, rucke, ruck, nhd. der Rücken, und der Fluch des Tragikomischen verfolgt ihn noch immer; er kann seine sonderbare, halb spaßige, halb klägliche, bemitleidenswerte Abkunft und Entstehung nicht verleugnen, und nur ein gewisser Galgenhumor bleibt ihm und dem, der mit ihm behaftet ist, als leidiger Trost im unverschuldeten Unglück.

Er mag sich drehn, er mag sich winden —
Der Buckel, Buckel bleibt ihm hinten.

Der Buckel muß stille halten, muß sich „voll schlagen" und „voll lügen" lassen, und manchem brennt und juckt der Buckel, den er sich ein andermal aber auch wieder „voll lachen" darf, während demjenigen mit der Zeit das Lachen vergeht, dem man alles Mögliche und Unmögliche aufbürdet und aufbuckelt, „auf seinen breiten Buckel schiebt", als ob er ein geduldiges Lasttier sei, einen Esels-, Pferde- oder Kamelsbuckel habe. Genug, der Buckel ist ein Aschenbrödel, ein Prügelknabe und Sündenbock mit sauersüßer Miene; wo er hervortritt, weiß man immer nicht recht, ob man weinen oder lachen soll — der Buckel ist zwar von Hause aus ein Teil des Schildes, aber doch nichts weniger als ein Schild.

Auf dem Schilde, ja zum Teil auch auf dem Helme, dem Waffenkleide, der Rüstung seines Rosses trug der Ritter sein Wappen. Auch dieses Wort, mhd. wâpen, ist, was schon durch die niederdeutsche Lautgestaltung angedeutet wird, zugleich mit dörper = Tölpel aus dem Flandrischen bei uns eingebürgert und ins Hochdeutsche gedrungen. Wappen und Waffe ist eigentlich ein und dasselbe, jenes, wie gesagt, niederdeutsch,

*) Nach Grimm Wtb. s. v. Buckel.

**) S. M. Heyne Wtb. s. v. Buckel.

dieses hochdeutsch; das wâpen ‚Wappen' heißt mhd. auch wâfen und umgekehrt daz wâfen ‚die Waffe' auch wâpen. „Wappne dich" ist ja in gehobener, gewählter Rede auch jetzt nichts anderes als „waffne dich"; das Zeitwort hat die Gleichheit der Bedeutung bei Verschiedenheit der Laute beibehalten, während bei dem Hauptwort zur Ungleichheit der Form auch eine Gabelung der Begriffe trat und sich festsetzte, so daß Wappen nicht mehr die Waffe, sondern nur noch das Schildzeichen bedeuten darf, vgl. Schilde und Schilder.

Die Grenzlinien der beiden Begriffe — ob Wappen, ob Waffen — laufen auch beim Waffenrock in einander über, und nur so viel ist sicher, daß er schon in der Rüstkammer der Ritter zu Hause war und ein wesentliches Schmuckstück ihrer kriegerischen Ausstattung bildete. Über die Leibesrüstung, den halsberc, zogen sie das wâpenkleit, den wâpen- oder wâfenroc, der, vor allem wenn minnigliche Frauen ihn ihren Günstlingen verehrten, „aus den kostbarsten Seidenstoffen gefertigt und mit aller denkbaren Pracht ausgestattet war. Seine Farbe entsprach der des Schildfeldes; mit Gold und Seide waren die Wappenzeichen darauf gestickt".*) So herrlich sind unsere Waffenröcke nicht mehr; von zarter Damenhand pflegen sie auch nicht gestickt oder geschenkt zu werden, und das Wappen fehlt; aber Farbe und Schnitt, Nummer oder Namenszug lassen in unserer die Massen uniformierenden Gegenwart wenigstens noch Regiment und Truppengattung erkennen: so ist der jetzige Waffenrock zugleich auch ein Wapenrock.

Zum Waffenrock gehört der ritterliche Helm (von der Wurzel hal = hehlen, bergen) also eigentlich ‚der Bergende, der Beschützer'. „In dieser Bedeutung (‚der alteinheimische Kopfteil der ritterlichen Rüstung') lebt das Wort im Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert hinein, wo die Sache untergeht und der Name nur in Bezug auf Gewesenes fortlebt, bis im 19. Jahrhundert die preußische Armee den Helm in geänderter Form als Kopfbedeckung der Soldaten, unter der alten Bezeichnung wieder einführt."**) Bildlich spricht die Luthersche Bibelübersetzung von einem „Helm des Heils" (Jes. 59, 17. Eph. 6, 17) und einem „Helm der Hoffnung zur Seligkeit" (I. Thess. 5, 8).

---

*) Schultz II, S. 57.

**) Grimm IV, 2. Spalte 976.

Mit humoristischer Anteilnahme und meist nicht ohne eine Art stolzen Selbstbewußtseins sagen und singen wir daneben auch von „unserer“ preußischen, deutschen Pickelhaube, vor der ja — Gott sei Dank! — die Herrn Franzosen und andere liebe, getreue Nachbarn einen heillosen Respekt haben. Wenn wir aber das Wort so ohne weiteres für ‚Helm‘ in den Mund nehmen, so entspricht das, geschichtlich angesehen, nicht ganz der Bedeutung der ritterlichen Pickelhaube: sie reicht bis ins 13. Jahrhundert zurück — die Becken = Beckel = Bickel = Pickelhaube (vom vulgärlateinisch = romanischen bacchinus, baccînum = Becken; ital. bacino, frz. bassin, engl. basin)*). Die ihrerseits wiederum zur Abschwächung der Gewalt des Hiebes mit einer Filzmütze bedeckte Eisenhaube unter dem Helme des Ritters, der huot oder die hûbe, helm- oder ilinshuot, hieß auch beckelhuot oder beckenhuobe, altfrz. bacinet, chapelier oder chapel (vgl. unser Kappe und Kapuze, frz. chape und chapeau).

Viel älter als die Pickelhaube ist der Sporn, mhd. spor, spore, ahd. sporo, woraus ital. sprone und frz. éperon gebildet sind; es ist ein altes germanisches Wort, welches auf eine indogermanische Urwurzel zurückgeht. Die Sporen, aus Gold gearbeitet oder wenigstens vergoldet (die gelwen sporn, guldîne sporen), galten wie der Schild als Zeichen der Ritterwürde: wer Ritter wurde, der hatte sich die Sporen verdient, sich ihrer würdig erwiesen; unwürdigen, ehrlosen Rittern wurden sie zur Strafe abgehackt. Fand die Erteilung der Ritterwürde vor einer Schlacht statt, so war es Aufgabe der swertdegen, durch tapferen Kampf in vorderster Reihe zu zeigen, daß sie die Sporen „verdienten“; nach gewonnenem Siege war die Verleihung der Sporen oft der „verdiente“ Lohn für rühmlichen Mut und hervorragende Tapferkeit. So verdienen auch wir uns immer noch die Sporen, wenn wir durch irgend eine in die Oeffentlichkeit dringende, gelungene Leistung beweisen, daß wir unsere Lehrjahre, unsere Knaben- und Knappenzeit hinter uns haben und Meister geworden sind. Wer freilich ein Heißsporn ist, ein „Ritter Heißsporn“, zu viel Sporn in seiner Seele und im Kopfe hat, der läßt seiner Leidenschaft leicht allzu sehr die Zügel schießen und sich zu unüberlegter That anspornen — der will gar gleich gestiefelt

*) Vgl. des Vf. etymol. Plauderei „Krieg im Frieden“ 1, S. 43 f.

und gespornt*) in sausendem Galopp sporn- oder sporenstreichs**) in den Himmel reiten.

*) Vgl. Wustmann 175, 415

**) d. h. infolge eines Streiches — daz ors mit sporn slagen — oder Stiches mit den Sporen. Vgl. übrigens M. Jähns, Roß und Reiter I, S. 172 f.

Der Ritter in Wehr und Waffen — mit Lanze. Buhurt, Tjost, Turnier.

Gestiefelt und gespornt, vom Kopf bis an die Zehen, von den Füßen bis an die Zähne gerüstet, nimmt der Ritter teil an den Waffenübungen seines Standes.

Da ist zunächst der buhurt oder bêhurt,*) ein theatralisches, parademäßiges, ziemlich einförmiges Schaureiten, welches vorzugsweise bei Gelegenheit einer größeren Festlichkeit oder zu Ehren vornehmer Persönlichkeiten veranstaltet wurde. Zwar erschallt auch bei ihm „von scheften krachâ krach", d. h. Speere werden gebrochen, aber das ist Nebensache. Das Wesen des Buhurts besteht vielmehr darin, daß ganze „Scharen möglichst geschlossen auf einander losreiten, dabei Schild an Schild, Knie an Knie, Roß an Roß stoßen, so daß der schwächere Teil umgeritten oder zurückgedrängt wird": sich huop ein buhurt, der was grôȥ: mit schilden wart dâ stôȥâ stôȥ.

Die tjoste, joste, jost oder tjust, juste, just, (tjostieren, justieren)**) ist „ein Zweikampf stets zu Rosse, mit dem Speer, nur zur Aushülfe mit dem Schwert zu Fuße gefochten", wobei man im Galopp begann und in die Carriere überging.

Diese beiden Kampfspiele nun fand das Turnier***) vor, trug einerseits zu ihrer weiteren Ausgestaltung bei und nahm andrerseits aus ihnen einzelne Bestandteile auf, die es zu einem kunstgerechten, in der klassischen

*) Niedner, S. 35 ff.
**) Niedner, S. 38 ff.
***) Niedner, S. 41 ff.

Zeit durch strenge Gesetze und Vorschriften geregelten Ganzen verschmolz — ein „mittelalterliches παγκράτιον", wie Niedner es nennt — „das Erzeugnis eines feinen ästhetischen Kunstgeschmacks" — „das Bild einer Reiterschlacht", in gewissem Sinne dem Manöver unserer stehenden Heere vergleichbar. „Es beginnt mit einem Scharenkampfe unter dem Kommando bestimmter Führer, löst sich aber, während die große Masse im Gewühl weiter kämpft, für die feineren Turnierer in eine Reihe künstlerischer Einzelkämpfe auf: buhurt und tjoste." Wie bei der tjoste, so folgt auch bei dem turnei auf den Kampf mit den spern ein Schwertkampf.*)

Die Heimat des Turniers, des ludus Gallicus, ist Frankreich. Wenn die „torneamenta" auch zum ersten Mal im Jahre 1127 in Deutschland erwähnt werden, so fällt ihre eigentliche Ausbildung doch in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts; die Ära der Hohenstaufen ist ihre klassische Blütezeit; Kaiser Maximilian ist der „letzte Ritter"; der Beginn des dreißigjährigen Kriegssturmes fegt auch den letzten Rest „ritterlicher ritterschaft" hinweg.

Der turnei findet statt (wird „gesuocht"): 1) durch lernen („si lernten rîterschaft dâ mit"); 2) umbe guot („si turnieren vil bêdiu ûf vlust und ouch gewin"); 3) durch die vrouwen — der Frauen wegen; 4) durch êre — der Ehre und des Ruhmes wegen.**)

In zwei gleich starke Parteien zerlegt und geordnet, reiten die turnierære in den rings von einem Bretterzaun oder Verhau (schranken, schrankboume) umschlossenen Turnierplatz, d. h. in die Schranken,

*) Was die Etymologie der Wörter anlangt, so s. über 1) Buhurt Diez. etym. Wtb der roman. Sprachen, 5. Aufl., S. 36; Körting, lat.-roman. Wtb 1891, No. 4058 (führen buhurt auf das deutsche hürde zurück); Niedner, S. 35 f. (buhurt = „verstärktes hurt" oder „Kompositum von hurt" = Kampf, bei dem es auf das hurten. Stoßen und Drängen ankommt). 2) Tjoste leitet Du Cange. diss. VII. 30 von justa pugna her; Diez S. 168, Körting Nr. 4513 vom lat iuxta = ‚neben, nahebei, dicht an etwas'; Niedner S. 38 f. weist diese Erklärung zurück: „Die Ableitung von mlat. juxta erklärt, so trefflich sie sprachlich sein mag, sachlich leider wenig". 3) Turnei, der turnei: so heißt es im Mhd.; vom Verb turnieren wurde dann später der turnier gebildet — vom ital., span., portug. torno. prov. torn. franz. tour = Drehscheibe, Umlauf, lat. tornus. griech. τόρνος ‚Dreheisen': lat., ital. tornare: span., portug., prov. tornar; franz. tourner ‚drehen'; davon ist abgeleitet ital, span., portug .torneo; prov. tornei; franz. tournoi ‚ritterliches Kampfspiel', von den Wendungen mit den Rossen so genannt, daher ital. torneare, span. portug. torneiar, franz. tournoyer = turnieren (turnen).—

**) Niedner, S. 12 und 18 ff.

diu hâmît, an der Spitze jedes Haufens die rotmaister, unter dem Schalle der trumben, floiten, busûnen, gîgen und harphen und unter dem Zuruf wîchâ wîch = Platz da!

Wir reiten nun zwar nicht mehr in die Schranken, aber in die Schranken treten ist so gut wie „in die Arena herabsteigen“ ein landläufiger Ausdruck geworden. Bekannt sind die Schillerschen Verse:

„Wo sich Graf Dunois in die Schranken stellt,
Muß jeder andre Mitbewerber weichen,“

und

„Arm in Arm mit Dir
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.“

Die Turnierer hatten also — Schranken, waren nicht — schrankenlos, mußten in ihren — Schranken bleiben, waren in — Schranken gebannt, geschlossen, eingezäunt; sie durften während des Kampfes nicht aus den Schranken reiten, schreiten, treten, hinausschweifen, durften die ihnen gesetzten Schranken nicht überschreiten, überspringen, durchbrechen — kurz, eine beträchtliche Anzahl übertragener Ausdrücke, Bilder und Gleichnisse hat von den Turnierschranken her ihren Weg genommen in das Handwörterbuch alltäglichen Hausgebrauchs.

In den Schranken begann nun der tosende, auf- und abwogende Wirbel des Turniers, dessen bunte, aufregende Szenen die Herzen der Zuschauer sowohl wie die der Kämpfer zu rascherem Schlage spornten. Welchen Anteil das Volk an diesen ritterlichen Kampfspielen nahm, wie sehr sie sich samt dem sprachlichen Zubehör den Gemütern einprägten, beweisen die mancherlei daher rührenden bildlichen Wendungen, die noch im Deutschen leben als Nachklang verschwundener Ritterherrlichkeit — wie sogar die edle Turnerei im Worte wenigstens an den Turnei der Ritter (und turnen an turnieren) stark erinnert. Jahn hielt freilich mit Unrecht Turnier für ein echt deutsches Wort.

Der Turnei ist der Glanz- und Höhepunkt ritterlichen Lebens, und ebenso wie man dieses durchweg konventionell abgestimmt hatte, so war auch der Turnei in ein System von Spielgesetzen gebracht, „an deren Beobachtung der höfische, d. h. gebildete Mann erkannt ward, deren Verletzung für unehrenhaft galt“.

Dies und anderes mehr — haben es die deutschen Studenten den alten Rittern, die ‚commilitones‘ den ‚milites‘, die ‚Füchse‘ den ‚tirones‘

nicht abgeguckt und den veränderten Verhältnissen, Zwecken und Zeiten entsprechend sich in ihrer Weise zurecht gelegt und zu eigen gemacht? Gewiß, die studentische Mensur ist ein Enkelkind der ritterlichen Tjoste, und wenn wir bedenken, wie besonders bei den sogenannten Bestimmungsmensuren vor Jahren und selbst jetzt wohl noch hie und da ganze Haufen, wenn auch für den Kampf selbst in Einzelpaare gesondert, gegen einander „losgingen" und „losgehn", so könnten wir zur Not auch von einem Schlägerturnier, einem Säbelturnei reden. Das alte Eisengewand mußte allerdings weichen, und „Koller und Kanonen" traten als Friedenskleid an seine Stelle, während auf der Mensur „Binden und Bandagen", Schurz, Eisenbrille und Handschuhe den alten Halsberg ersetzten, d. h. den Leibdecker, einen bis an die Kniee reichenden „Kettenpanzerrock mit Ärmeln, Handschuhen und einer Kapuze, welche zurückgeschlagen werden konnte und übergezogen nur das Gesicht freiließ".*) Die Ähnlichkeit ist unverkennbar, und trug der Ritter als Dienstmann der Dame seines Herzens ein minnigliches Zeichen ihrer Huld an wât oder wâfen, so bringt der hêrre Studio wohl eine kurz vorher beim Abschied von der Herzallerliebsten ihm geschenkte Rose mit oder trägt gar ihr Bildnis als Talisman auf der ritterlichen Brust:

„der gedanc an sîn schœne wîp
der kreftiget im den lîp."**)

Daß ferner der „honorige" Bursch nicht weniger als der „höfische" Ritter, wenn er nicht in „Verruf" geraten will, dem studentischen Ehrenkodex, so sonderbar er bisweilen auch sein mag, sich fügen und an die bestehenden Gesetze und Regeln, so willkürlich und wenig zeitgemäß sie oft auch scheinen mögen, sich binden muß, ist selbstverständlich; dort rîters reht, site und êre, hövescheit und rîterschaft, hier — allerdings mit gelehrtem und fremdländischem Anstrich — der „Komment", sei es auf der „Mensur" sei es beim „Kommers".

Die „Patriner"***) der späteren und spätesten Zeiten des Turniers — zu Pferd oder zu Fuß, mit der Lanze oder dem Schwerte — sind den studentischen „Sekundanten" vergleichbar; die „Justicierer"†) spielen die Rolle der „Unparteiischen". Von den Beziehungen zwischen der studentischen Mensur

*) Freitag II. 1, S. 12.
**) Hartmann Er. 9229; vergl. Hausen S. 78 f.
***) Gurlitt S. 13 und 22 f.
†) Derselbe S. 13. 18. 23.

und dem Fußturnier, z. B. des 16. Jahrhunderts, deren sich eine ganze Reihe herausfinden läßt, wollen wir nur einiges wenige erwähnen. Hier wie dort sind alle Stöße und Streiche auf den Kopf „als den Edelsten teil“ zu richten. Wie der streitbare, schlagende Bursch die „Sauhiebe“ verpönt hat, so war es auch dem Fußturnierer verboten, „unter den Gürtel zu stoßen“*), während es in der klassischen Zeit des Rittertums nach Hartmanns Iwein (7140) nicht „kommentmäßig“ gewesen sein dürfte, beim Schwertkampf unterhalb der Kniee zu schlagen.

sîne geruochten des nie
daz sî niderhalp der knie
deheiner slege tæten war.**)

Die Planke oder die „Balge“ endlich, welche beim „Ballija-Stechen“, dem „wälschen Stechen“ „vber die Palia“***) die beiden Renner trennte, indem jedes Pferd rechts längs derselben angaloppierte, und die Schranke,†) welche beim Fußturnier zwischen den Kämpfenden aufgerichtet war und weder mit dem Spieße noch mit dem Schilde berührt werden durfte, haben sich bei der „Mensur“ zu den Strichen verflüchtigt, durch die der verabredete Abstand am Boden abgemessen wird (Mensur = Maß).

Wie stand es nun — ohne Trinken kein Student — mit dem „Kommers“, dem Trunke bei den Rittern? Freytag (II, 1, S. 29) giebt uns die Antwort: „Zu den wenigen guten Lehren, welche dem deutschen Ritter von den Romanen gekommen waren, gehörte Mäßigkeit in Speise und Trank. Die höfische Zucht weigerte der Völlerei, dem alten Laster der Deutschen, wenigstens für einige Zeit die Verklärung durch Vers und Spruch, die Dichter der guten Minnesängerzeit sangen überhaupt keine Trinklieder.“ Aber — es hätten keine Deutschen sein müssen — bald wurde es anders; bald gab es auch unter den Rittern „Träge“ genug, die sich „verlagen“ und die weiche Bärenhaut dem unbequemen Kettenhemde, ein feuchtfröhliches Becherturnier dem turnei mit den spern auf trockenem Sande vorzogen. Das haben ihnen ihre sonst etwas abgeblaßten, gelehrten Nachkommen, die Studenten, farbentragend oder nicht, gründlich nachgethan; sie

*) Gurlitt S. 23.

**) Vgl. weiter unten ad vocem ‚durchstechen, durch den Zaun stechen‘ und Schultz II, S. 127.

***) Gurlitt S. 19.

†) Gurlitt S. 23 und unten ad vocem ‚durchstechen, durch den Zaun stechen‘.

haben unter Verpönung des stillen sowohl wie des regellosen Trunke den turnei mit bechern unter Aufsicht gestellt, systematisch ausgebild und verfeinert, kurzum hövesch gemacht; hochnotpeinliche, unverletzlich Gesetze, teils mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, teils i akademischen „Turnierbüchern", z. B. im Jus potandi von Multibibu „das im 17. Jahrhundert 8 Auflagen erlebte", und im ‚Zech- und Sauf recht' von Vielsauf, zu besserem Gedächtnis und gewissenhafter Nach eiferung aufbewahrt, schweben über den Häuptern der akademische turnieræere, und wie man — in späteren Zeiten wenigstens einen Edlen, der gegen die Turniergesetze gröblich gefehlt hatt vom Rosse zu steigen und bis zum Schluß des Turniers als Zaun ritter auf den Schranken zu reiten zwang, so wird Bruder „Studium" der allzu laut und schrankenlos gegen „Präsidium" und „Komment" skan dalierend, randalierend sich vergeht, von der Kneiptafel entfernt und a den Katzentisch verwiesen, bis er wieder für „biere hrlich" erklärt ist. Unter dessen aber steht auf schwarzer Tafel des Gemaßregelten Name warnen verzeichnet, gerade wie der Sattel des im Turnier Gerichteten währen seines Zaunritts „uralter Sitte gemäß" in den Schranken aufgehäng wurde.*) Fehlt ferner beim turnei mit den bechern auch das Krache gebrochener Speere, das Getöse zusammenprallender Schilde, so mangel es doch nicht am Klingklang aneinandergeschlagener Rappiere oder Schläge und am Klippklapp zusammenstoßender Gläser — vom Donner des Sa lamanders gar nicht zu reden. Mancher der lustigen Kämpen aber sinkt wenn auch nicht unter das Roß in den Sand, so doch vom Stuhl unte den Tisch, nachdem er vielleicht soeben noch — aufrecht im Sattel — mit Inbrunst gesungen:

„Hier im trauten Kreis zu zechen
Ist die schönste Ritterschaft,
Ist ein männlich Lanzenbrechen".**)

So ist denn lanzen geradezu = trinken, tapfer bechern, und Kluge*** erwähnt Lanzen = ‚Gläser' (aus dem Jahre 1825) oder = hölzerne innen verpichte Kannen (aus Jena 1831) und eine Lanze brechen al Bierskandal (1831). Aus demselben Jahr stammt auch stechen = gu

*) M. Jähns, Roß und Reiter II. S. 73.
**) Vollmann. Burschikoses Wörterbuch 296. (Ragaz 1846.)
***) Kluge, deutsche Studentensprache S. 104. 129.

trinken.*) Neuerdings setzen wir an die Stelle der Lanze die Stange (der Turnierspeer hieß ja auch Schaft oder Stange), und — „leerte eine ungeheure Stange Weißbier“ (Heine, Werke Hamburg 1867 ff. I, 91); „jeder hatte eine große Stange dunkles Bier vor sich“ (Freytag, Ahnen Leipzig 1873 ff. 5, 253). Bei alledem sind hurtige Knappen des Winkes der Burschen gewärtig: die bierzapfenden, bierkredenzenden „Füchse“ tragen ihnen die „Lanzen“ zu in den wogenden, schäumenden Kampf, aus dem nicht selten einzelne Paare sich herauslösen, um in besonderer Tjoste — Bierjunge! — die ‚Waffen‘ zu kreuzen: ‚arma‘ sunt paria! Eins, zwei, drei! Los! Wird es ernster, nimmt anstelle des Bechers der Bursch den „Speer“, den Schläger oder gar den Säbel zur Hand, so tritt — oder trat der Schleppfuchs in Thätigkeit, der die Hieber in die Schleifmühle oder auf den Paukboden trägt — oder trug, wie weiland der Knappe den Schild oder die Lanze dem Ritter nachschleppte. Endlich wird jedoch der Fuchs-Knappe zum Burschen-Ritter geschlagen, um sich nun auch in seiner Wissenschaft die „Sporen zu verdienen“. Das Doktorexamen mit dem Doktorhut und dem Disputationsturnier (früher fehlte an der Seite des „Magisters“ auch des Degens „heiteres Blinken“ nicht) ist oder richtiger war die ritterliche Weihe des studentischen Knappen, seine litterarische Schwertleite, sein akademischer Ritterschlag. Der allmächtige moderne Staat, der sich alles dienstbar macht, in alles sich hineindrängt, überall mit seinem hoc volo, sic iubeo herrisch dazwischenfährt, hat freilich dem „Magister der freien Künste“ seine alte Geltung genommen und an die Stelle des ehrwürdigen, aber fast schon bedeutungslosen Doktorhutes die Krone glücklichen Staatsexamens, dem allein er seine Thore öffnet, als erstrebenswerten Preis gesetzt.

Doch wir sind, um die kleine Schilderung des studentischen turnierære nicht zu verzetteln, allzu eilig und sporenstreichs ganz regelwidrig über die Schranken mitten in das Gewoge des Kampfes hineingesprengt; machen wir kehrt und nehmen wir einen neuen, wohl abgemessenen Anlauf. Vom Becherturnier haben wir sattsam gesprochen; von Wort-, Rede-, Sänger- und Schachturnieren lesen wir fast täglich in der Zeitung; von einem europäischen Völkerturnier spricht Heinrich Heine.

---

*) Kluge, deutsche Studentensprache S. 127

Zu all diesen Turnieren — vom Völkerturnier etwa abgesehn — bedürfen wir der Rosse nicht mehr; ein rîter aber, ein Reiter und Ritter ohne ros oder ors, ohne phærît oder pfert wäre ein Widerspruch.

Nach dem mhd. Wtb. s. v. ors (= ros) „hält fast keiner der mhd. Dichter, Wolfram vielleicht ausgenommen, den Unterschied (nämlich des Wortes ors) von pfert und mære strenge fest.“ Aber vorhanden ist er jedenfalls, und ohne Zweifel ist ors (ros) vorzugsweise das Streitroß des Ritters. Auch bei Ulrich von Lichtenstein wird die Unterscheidung von pfert und ors „im allgemeinen genau durchgeführt. Wohl kann es ausnahmsweise einmal vorkommen, daß ein Ritter auch bei friedlichem Geschäft ein ors reitet“, aber für gewöhnlich besteigt er, zur Tjost gerüstet, ein ‚Roß‘, nachdem er vorher ein ‚Pferd‘ geritten hat. „Umgekehrt verläßt Ulrich, als er genug tjostiert hat, sein ‚Roß‘ (261,5), entwaffnet sich und reitet dann auf einem ‚Pferd‘ als Zuschauer umher 264,16. Jedenfalls heißt es nirgendwo von einem Kämpfenden, er habe ein ‚Pferd‘ geritten; da ist es immer ein ‚Roß‘.*) Noch heute trägt deshalb das ritterliche Roß seinen Kopf hoch und beansprucht als sein gutes geschichtliches Recht besondere Ehrung und Auszeichnung, die ihm denn auch in gebundener und ungebundener Rede reichlich zuteil geworden ist; selbst durch das griechisch-lateinisch-gallische ‚Pferd‘, welches dem deutschen Roß von Anfang an bedenklich auf den Leib rückte und den Nebenbuhler von dem bevorzugten Platz an der Krippe zu verdrängen, ‚wegzubeißen‘ bestrebt war, hat es sich den Rang nicht ablaufen lassen; wo auch immer es etwas gilt, singt und sagt man vom Roß und vom Rößlein, und mit gutem Bedacht locken schillernde Wirtshausschilder „zum schwarzen, weißen, roten, braunen Roß oder Rößlein“, nicht aber zur schwarzen Mähre, nicht zum weißen Gaul oder zum roten Klepper, auch nicht zum braunen Pferd: auf diese dörperlichen Vettern und Basen blickt das Roß mit höfischem Stolze herab, ist doch der Reiter des Rosses ein Ritter.

Bei der Schwere und Schwerfälligkeit seiner Rüstung nun (und sie wurde mit der Zeit immer wuchtiger, eisengepanzerter, unbeholfener) konnte der Ritter sich schwerlich mit derselben Behendigkeit wie ein flinker Husar oder Dragoner der Gegenwart im Handumdrehn aufs Pferd, aufs

*) Ritterliche Kampfspiele nach Ulrich von Lichtenstein von Dr. Reinhold Becker, Jahresbericht des ev. Kpg. in Düren 1887.

Roß schwingen: schon das „Aufsitzen“ war keine leichte Arbeit — das „ûf ors gesitzen“, das sich ze wer setzen:

ouch satzten sich ze wer
die rîter vonme lande (Iwein 3706 u. ö.).

Sich zur Wehr — setzen? Das ist doch sonderbar, gewissermaßen eine contradictio in adiecto; man setzt sich doch eigentlich nicht — zur Wehr; höchstens stellt man sich hin, um den Feind zu erwarten — zum Angriff oder zum Widerstand: resistimus, ἀνθιστάμεθα, oder man „steht auf“, „erhebt sich“ gegen jemand, gegen etwas, macht einen „Aufstand“, eine „Erhebung“. Sollte also der obigen Wendung, bei Licht besehen, nicht Ritters oder Reiters Wehr — sitzende ûf daz ors, ûf dem orse — zu Grunde liegen? Daher dann sich gegen oder wider einen setzen, sich widersetzen?

Sitzende ûf dem ors führte der Ritter nun, ob Buhurt, Tjost oder Turnei, als Hauptangriffswaffe im Scherz wie im Ernst die Lanze, wie wir sagen, daz sper oder den schaft, wie es im Mhd. hieß. Nur höchst selten steht mhd. lanze (altfrz. lance) gleichbedeutend für sper.

Auch der Lanzenschaft war oft, wie der Schild, mit den Farben des Ritters bemalt, und das in der Nähe des Speereisens befestigte flatternde Banner trug als Zierde und Erkennungszeichen das Wappen des Schildes. Dieses Banner wurde auch Wimpel genannt. Noch heute bezeichnet man Wimpel ein kleines, schmales, meist „schwalbenschwanzartig gezacktes“ Fähnlein, welches im Winde weht. Da lag und liegt es nahe, zu meinen, es stecke in der ersten Silbe des Wortes das Substantiv ‚Wind‘, also — Wind-pel. „Ich bin kein Wimpel auf dem Dache, mein Wille ist wie ein Eichbaum“, meint Kinkel, indem ihm ohne Zweifel die Windfahne vorschwebt. Wenn aber auch Kluge in seinem etym. Wtb. nicht abgeneigt ist, angels. wimpel aus wind und lat. pallium „Decke, Vorhang“ entstanden zu denken, so ist damit eine Decke gemeint, die dem Winde wehrt, gegen den Wind schützt, nicht aber im Winde weht und flattert. Ob nun die angegebene Erklärung richtig ist, ob wimpel wirklich mit wind zusammenhängt, bleibt immerhin zweifelhaft, und auf Grund der Thatsache, daß die Deminutivform wimpelîn dem Ritter s. v. a. ‚Charpie‘ ist, einen andern Deutungsversuch zu machen, dürfte gewagt sein. Ahd. wimpal ist = Stirntuch oder Schleier, daher auch im Mhd. wimpel = Binde, mit der das Haar zusammengehalten wird und die zugleich als Kopfputz dient, z. B. in Hart-

manns Erec, herausgegeben von Haupt 8245. 8944 u. ö. Die Bedeutung von Wimpel als Fähnlein oder Banner kennt das Althochdeutsche noch nicht; sie ist dem Worte erst im Mittelhochdeutschen durch das Rittertum geworden, durch die Sitte nämlich, daß die von den Damen ihren begünstigten Liebhabern geschenkten Ärmel, Kopftücher, Schleier u. dgl. vom Ritter beim Turnier oder in der Schlacht statt des Banners an der Lanze geführt wurden.*) Jetzt erst verstehen wir es, wie engl. wimple nebeneinander Wimpel und Schleier und franz. guimpe, altfranz. guimple Schleier, Kopftuch und Fähnlein bedeuten kann.

Unsere mit flatterndem Fähnlein bewimpelte Reiterlanze aber — früher ja ein Vorzug der schneidigen Ulanen, jetzt ein Gemeingut aller Kavallerieregimenter — ist so recht ein zu neuem Leben erwachtes, uniformiertes ritterlîchez sper, und lustig im Winde weht noch immer der Wimpel, ein Erinnerungsmal ritterlicher Minne.

War nun — mit oder ohne Wimpel — das sper ûf geriht, ûf geworfen, ûf gezogen, d. h. war die Lanze aufwärts gestreckt, gerade emporgerichtet, so ruhte der Kampf; sollte er beginnen, setzte sich der Ritter zum Anlauf, zum pûneiz wider den Gegner zurecht, so neicte oder sancte (= senkte) er daz sper; „si neicten diu sper und sluogens ûf die brust her“, „underm arm sluoc er daz sper“, „diu sper diu wurden under arm geslagen und geneiget“: dies und mhd. daz sper under üchsen (= Achselhöhle) slahen, nemen, vâhen, drücken, twingen, ûf die brust lîmen u. a. verneuhochdeutschen wir alles — wie reich ist die mhd. Phraseologie! — durch die eine Redensart „die Lanze einlegen“, und diese ist, wie leicht ersichtlich, viel jüngeren Datums. Dem Turnierer des 16. Jahrhunderts waren außer einem nicht gerüsteten Reiter, der Sekundantendienste gethan zu haben scheint, als Fußgänger noch der Rüstmeister und seine Knechte beigegeben. „Dieselben hatten dem Gerüsteten die Lanze ‚einzulegen‘, d. h. auf den vorderen und unter den hinteren Rüsthaken zu bringen, so daß sie frei schwebte und von der ungerüsteten, doch hinter der Brechscheibe geborgenen Rechten nicht getragen, sondern nur auf den Gegner gerichtet zu werden brauchte.“**) Das war also eine Neuerung in der „turneischen“ Technik,

*) S. Schultz II, S. 28. Später wurden dergleichen Liebeszeichen und Angebinde aus Frauenhand auch an den Helmen befestigt.

**) Gurlitt a. a. O. S. 13.

infolge deren die alten, oben erwähnten mhd. Ausdrücke von der Bildfläche verschwinden mußten: an die Stelle schier unerschöpflicher Mannigfaltigkeit trat ärmliche Monotonie.

Gebrochen aber wurden die Speere natürlich auch damals noch; so haben wir denn das ursprüngliche Verbum aus der mhd. Redewendung sper brechen beibehalten: „er brach ûf im sîn sper". Daher legen wir heutigen Tags noch eine Lanze für jemand ein, brechen eine Lanze für etwas. Ja, wer ritterlich ficht und fällt, ist selber der brechenden Lanze vergleichbar, wie ja Schenkendorf sein Lied auf Scharnhorsts Tod mit den bekannten schönen Versen beginnt:

„In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General."

Hatte der Ritter oder hatte man dem Ritter die Lanze eingelegt und hatte er dem Rosse zum puneiz, zum Anritt die Sporen gegeben, so hing der Erfolg des Stoßes oder Stiches ab von der Weite und Wucht des Anlaufs, von der Geschicklichkeit und Kraft des Mannes und des Pferdes. Nur mit der Lanze sollte der Gegner getroffen werden, aber nur zu oft kam es zur hurt oder hurte: Schild stieß an Schild,*) Rosse und Reiter prallten in rasendem Choc gegeneinander. Und mancher hatte trotz des Verbotes und der guten Sitte zuwider die Absicht, sein Gegenüber mit hurt nider ze rîten, wobei es natürlich leicht geschehen konnte, daß alle beide über den Haufen geritten wurden:

„Vil maneger sô des hurtes pflac
daz er selb ander nider gelac
ûf der erde sinnelôs." **)

Das Niederreiten geschah dann natürlich mit verhängten Zügeln, indem man die Pferde zu äußerster Schnelligkeit, zur Carrière spornte, und gerade ihr, der Carrière, wird als schmückendes Beiwort mit Vorliebe hurteclîch zugesellt. Während des Anrittes und des Zusammenstoßes aber erscholl neben mancherlei anderen erregten, anfeuernden Zurufen unaufhörlich aus Hunderten von Kehlen ein leidenschaftliches hurtâ hurtâ oder hurtâ hurt = drauf! drauf! hurtig! hurtig! Durften wir

---

*) Dô hôrte man von hurte erdiezen (ertönen) manegen rant (Schildrand, Schild) Nibelungenlied, hrsg. von Zarncke, 5. Aufl. S. 31, 3. — Vil der edeln steine gevellet ûf daz gras ab liehten schildes spangen: von hurten daz geschehen was, ebendort S. 6, 5.

**) Frauendienst hrsg. von Bechstein 209, 1.

also für bereit, fertig, reisig und rüstig kriegerisch-ritterlichen Ursprung annehmen, so ist hurtig zweifellos turniermäßiger Abkunft = mhd. hurtec-lich ‚mit Hurt, mit Stoße losrennend‘. Das dazu gehörige mhd. Zeitwort hurten ‚mit Stoß anlaufen‘, oder ‚mit Anlauf stoßen‘ hat seiner Zeit auch in Jahns „Turnkunst“ eine Stelle gefunden = „Abstoßen der Oberschenkel im Stütz am Schwingpferde u. s. w. durch Hilfe des Kreuzes“. Das ist heute veraltet; gern aber spricht Voß in der Übersetzung der Odyssee vom „hurtigen Schiff“, vom „hurtigen Kiel“, und „hurtig hinab mit Gepolter entrollte der tückische Marmor“.

Aber mit der Wucht des Anrennens, dem puneiz und der hurt allein ist nichts gethan; es darf um keinen Preis der Gegner gefehlt werden. „Failieren, d. h. den Gegner nicht treffen, das war für den Ritter ein Mißgeschick“.*) Failieren nun und vælieren oder fâlieren sind Entlehnungen vom frz. faillir (= fehlen, verfehlen), welches wie das ital. fallire aus lat. fallere (= täuschen) entstanden ist. Mit der Nachahmung des frz. Ritterwesens und der Herübernahme der entsprechenden Sportsterminologie wanderte auch dieses Wort über den Rhein zu den deutschen Rittern. Es ist jedenfalls kein zufälliges Zusammentreffen, daß als Zwillingsbruder des französisch-deutschen failieren das Zeitwort fehlen, mhd. vælen (gevælen, vervælen), ebenfalls aus frz. faillir enstanden, ums Jahr 1200 den gleichen Weg ging. Hat jenes diesem bei uns Quartier gemacht? Oder haben sie sich — das eine aus Nordfrankreich, das andere aus dem Süden der Niederlande — gemeinsam auf die Wanderschaft begeben, dem Zuge der Zeit folgend und beide zugleich die breite, betretene ritterliche Heerstraße entlang ziehend von Westen nach Osten? Auch mhd. vælen, vêlen, fêlen ist vorzugsweise ein Terminus der ritterlichen Turniersprache = „sein Ziel bei der Tjost (oder dem Schusse) verfehlen“. Ist das nicht (die Zeit der Entlehnung scheint der Annahme günstig zu sein) die ursprüngliche Bedeutung, in der auch dieses Wort die Grenze überschritt, um erst in zweiter Linie auf anderes übertragen zu werden? Failieren war ein Fremdwort, ‚vælen-fehlen‘ ist ein Lehnwort; jenes gehörte der ja überhaupt nach dem Fremden haschenden zünftigen Kunst- und Sportssprache an, während dieses, von vorne herein dem Deutschen mundgerechter, ihn anheimelnder, sofort in die Sprache des Volkes Eingang fand und unbestrittenes Bürgerrecht erlangte: niemand dürfte, falls sein Blick nicht etwa etymologisch geschult

*) Schultz II, S. 126.

und geschärft ist, dem Worte so ohne weiteres die wälsche, ja lateinische Abstammung ansehn; failieren dagegen ist immer ein Fremdling geblieben, obwohl es ganz so aussieht, als ob das in neuerer Zeit unter ganz andern Umständen und mit ganz anderer Geltung wiederum bei uns als Gast erschienene ‚fallieren‘ mit „Falliment und Fallissement“ sich ebenfalls bei uns festsetzen und heimisch werden wollte.

Also — es kam dem Ritter gar sehr darauf an, beim Stoß mit der eigenen Lanze nicht zu failieren, nicht zu vælen; ebenso wichtig aber war es, beim Stoße des viendes nicht zu wanken und zu fallen, sondern fest im Sattel zu sitzen. Ja, säß ich fest im Sattel! seufzt morgens sorgenschwer mancher ritterliche Minister, der am Abend jählings — mit hurte — aus dem Sattel sinkt, fällt, stürzt, nachdem er sich vor kurzem erst hineingeschwungen. Selbst der gewaltigste Mann, der erste Ritter, Reiter und Retter des Reichs, der eiserne Kanzler, der in so manchem herrlichen Turnier den „Dank“ gewann, den Preis erhielt aus der Hand seiner lieben vrowe Germania, er, der Meisterschaftsturnierer der Welt — auch er konnte sich nicht für immer im Sattel halten, mußte ihn noch in seinen alten Tagen räumen, und er hatte doch mit Riesenfaust und Titanenkraft Deutschland in den Sattel geholfen, gehoben. „Arbeiten wir rasch, setzen wir Deutschland, so zu sagen, in den Sattel, reiten wird es schon können.“ *) Ja, wenn das Reiten so leicht wäre! Andere stiegen an des Helden Stelle in den Sattel, aber es kann unmöglich einer in alle Sättel sich schicken, oder sich einrichten, (in) allen Sätteln gerecht (d. h. gerichtet) sein, sich zu allen Sätteln gebrauchen lassen. Das war schon im 15. Jahrhundert sprichwörtlich: „Die ... dich machten einen man gantz in allweg gerecht und zu allen setteln (als man spricht) tügig“ (= tüchtig), schreibt Niklas von Wyle.**) Der Sattel aber, in welchem ein Ritter saß, der zugleich ein Riese war, paßt schwerlich für Knappen, die keine Riesen sind.

---

*) Fürst Bismarck als Redner, hrsg. von Böhm und Dove. 16 Bde. Stuttgart. 3, 124; „daß gerade Geistliche, die wir selbst empfohlen haben, von dem Augenblicke an, wo sie im Sattel saßen, die schärfsten Gegner geworden sind“ 16,60; „sein (des Kaisers) Wille ist das einzige, was mich aus dem Sattel heben wird“ 12, 39. (Nach Moriz Heyne s. v. Sattel.)

**) Translat. 208, 12 Keller. Vgl. Grimm s. v. Sattel VIII, 1823. Wustmann 403, 1008.

Sattelfest in seiner Wissenschaft muß der Staatsexamensprüfling und Kandidat jeder Art sein, wenn er alle Stöße und Stiche der gestrengen Prüfungsherrn glücklich „parieren" will, ohne zu fallen, „wie man sattelt, so reitet man", „wer gut sattelt, reitet gut", und nur der Schüler, der gut beschlagen ist, kommt ohne Fährlichkeit über das Glatteis des Abituriums hinweg: auch diesem Bilde hat Modell gestanden „ein ors (= ros) daʒ was wol beslagen" und „manegeʒ ors daʒ wol mit liehtem golde rôt an allen vieren was beslagen".

Nun, wer wacker und „hurtig" geschuftet hat, wird nicht so leicht aus dem Sattel gehoben. Geschuftet hat? Schuften? Das ist kein „salonfähiger" Ausdruck, nicht hövesch, nicht hübsch! Aber er war es einmal so gut wie „Knecht": der kneht, der rîter schuftete.

Vier Reittempos kannten die Ritter: stapf = Schritt (vgl. Fußstapfe), drap = Trab, walap (auch kalopeiʒ) = Galopp, rabbîne und rabîn = Carrière. Der Galopp (zweimal, um 1200 und 1600, aus dem französischen galop entlehnt, einem Worte, welches seinerseits wieder mit deutschem ‚laufen, lopen' zusammengebracht wird) — der Galopp also wurde auch schûft genannt; ob das Wort von schiube (= schiebe, niederd. schûwen) herzuleiten ist, muß dahingestellt bleiben. Schûftes war ‚im Galopp', und schûften oder schiuften ‚galoppieren'. Wer also ‚schuftet', der ‚ochst', ‚büffelt', ‚schanzt' und ‚schafft' mit Galopp oder, um ganz modern zu sein, mit Dampf.

In Kluges Wtb. der Studentensprache ist ‚schuften' nicht verzeichnet — sollte es nicht dennoch dem studentischen Argot zuzurechnen sein? Jedenfalls hat der Vf. dieser Zeilen als Student in Berlin und Leipzig es oft von ‚Kommilitonen' gebrauchen hören, und es reiht sich vortrefflich dem Kreise burschikoser Wendungen ein, welche Bruder Musensohn, wenn auch nicht gerade von dem Ritter, so doch von dem Reiter und seinem geschwinden Roß an verschiedenen Punkten seines Studiums geborgt hat. War bei den Rittern reiten par excellence = turnieren, so ist bei den Studenten reiten κατ' ἐξοχήν = studieren: reiten ist sozusagen der Positiv, schuften der Superlativ. Man reitet die Pandekten, die Hefte, ein Buch, die Logik; Versäumnisse und Lücken in den Kollegheften werden nachgeritten; ‚einen Schwanz nachreiten' bedeutet ‚eine Vorlesung nach dem Heft eines andern nachholen', und wer in einem Gegenstand durch fleißige Arbeit beschlagen und sattelfest geworden ist, der ist darin beritten (1846. Jobsiade). Kann aber der Studio seinem Studium

keinen Geschmack abgewinnen, oder zwingen ihn sonst Gründe, ein anderes Fach zu ergreifen, so sattelt er um: De mutatione studiorum (Vom Umsatteln) schrieb Johann Jakob Lehmann schon im Jahre 1715. Vorreiten dagegen ist ein altes Studentikum für ‚vortrinken' (aus d. J. 1744) oder, und zwar aus d. J. 1813, für ‚präsentieren' („die Neulinge werden von ihren Landsleuten den andern Studenten vorgeritten")*), und seine Kenntnisse reitet man vor, um damit zu paradieren (vgl. sein Paradepferd vorführen, vorreiten). —

Sollten diese Ausdrücke nicht in der That „mit ihren Wurzeln in einer Zeit haften, in der der Reitkunst besonderer Wert beigemessen wurde"?**)

Wir fügen noch einiges hinzu, was zwar zur Zeit nicht mehr der Burschensprache allein eigen und eigentümlich ist, aber doch vorzugsweise zum Alltagshausrat der studentischen Ausdrucksweise gehört und hier so recht heimisch und ursprünglich klingt, daß es uns angesichts der schon erwähnten gleichartigen Metaphern dünken möchte, auch dieses wurzle im Sprachleben der ritterlichen Studiosi und habe von da aus seine Ableger an den sermo vulgaris der ‚Philister und Gnoten' abgegeben. Der Student, der eine Dummheit begeht, verreitet sich, reitet sich hinein, vor allem auch, wenn er Schulden macht oder sich in die Maschen des Gesetzes und der Disziplinarordnung verwickelt; 'er reitet sich in die Tinte und steckt nun in der Tinte, so daß er nicht aus, noch ein weiß: schon die ‚Tinte' giebt der Redensart einen gelehrt-akademischen Anstrich, und die Profaxe, die Professoren — erst recht, wenn es alte versteinerte Originale sind — reiten gern ihr Steckenpferd, reiten unerbittlich auf einer Sache herum, so daß dem Betroffenen oft Hören und Sehen vergeht, besonders wenn ein armer Examinandus den Rücken zu einem solchen Herumritt geduldig biegen und beugen muß.

Überhaupt ist das Examen ein Turnier. Der gestrenge Herr Examinator vertritt, um im Tone der Turnierterminologie des 16. Jahrhunderts zu reden, den „Maintenator", welcher den von ihm zu vergebenden Ehrenpreis verteidigt, und die armen Prüflinge sind die Gäste, die „Aventuriers", die ihm denselben im Turniere abzugewinnen suchen.***)

---

*) Die Beispiele sind bis hierher dem stud. Wtb. von Fr. Kluge entnommen, bezw. allgemein bekannt.

**) Blumschein a. a. O. S. 146.

***) Nach Corn. Gurlitt, a. a. O. 1889, S. 9 (nôt = Kampfesnot).

Wie nun die „Aventuriers" die „Aventiure", so bestehen die Prüflinge die Prüfung, d. h. wenn das Glück ihnen hold ist und sie fest im Sattel sitzen.

Bestân, bestên wird unzähligemal in der Schilderung ritterlicher Kämpfe aller Art gebraucht: dort ist das Wort zu Hause, von dort wird es auf ähnliche Verhältnisse übertragen. Einen bestân (auch mit den adverbialen Hinzufügungen kamphlîche, kampfes, krieges, strîtes oder mit kampfe, mit strîte, mit ritterschaft, mit dem swerte u. s. w.) bedeutet „sich jemand zum Kampfe stellen und ihn — bestehen". Mit einem sachlichen Objekte heißt es eine âventiure, den kampf, die nôt*) bestân. Das Objekt wird schließlich weggelassen: die heten alsô kûnen mût, daz si bestunden in der nôt sowie des lob ouch wîten umme slûc, wand er mit êren was bestân, und trotz des „starken gedigenen schaftes" Burchart bestunt = blieb im Sattel**): er war eben „sattelfest", war gut „beschlagen" und verstand es, hurtiglich zu „schuften".

Neben ‚reiten' wird ‚rennen', besonders in späterer Zeit, in prägnanter Bedeutung für ‚turnieren' gebraucht (daher gegen etwas anrennen, jemand niederrennen, über den Haufen rennen.) „In dieser Bedeutung ist das Wort im 17. Jahrhundert, so lange man Turniere veranstaltete, noch sehr lebendig, verschwindet dann aber allmählich und wird in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in diesem Sinne nicht mehr verstanden, sodaß Wieland, welcher das Wort für ‚turnieren' wieder anwendet, im Glossarium zum Oberon (23, 341) eine Erklärung für nötig findet."***) Eine solche Erklärung haben wir nicht mehr nötig; vom ‚Rennen' spricht man gegenwärtig nicht nur beim Pferdeturnier, der Steeplechase, sondern sogar beim Ruder- und Segelturnier, der Regatta.

Wer nun aber reitet, rennt und „schuftet", der will, genau genommen, mit angestrengtestem puneiz nicht, wie heute, sich selber in den Sattel schwingen, sondern andere aus dem Sattel heben. Dies letztere — in den Sattel und aus dem Sattel heben — ist erst neuhochdeutsch und muß in einer Zeit aufgekommen sein, da die Rüstung des Ritters schon in einer so wuchtigen und schwerfälligen, die Glieder in eine

---

*) Vgl. Hausen, die Kampfschilderungen u. s. w. S. 9.

**) Mhd. Wtb. II, 2, S. 577, 2. Spalte 4b u. ff.

***) Grimm VIII, Sp. 809, 3.

erdrückende Zwangsjacke klemmenden Eisenmasse bestand, daß man unmöglich noch, wie im Mhd., sagen konnte, ‚er warf sich‘ oder ‚er spranc in den satel‘. ‚Aus dem Sattel heben‘ hieß in der klassischen Zeit des Turniers ûz dem satel stechen (auch senden) oder einen ûf den sant vellen, stechen, rîten, legen und, wenn's mehrere waren, ströuwen daher z. B. bei Schiller, Fiesko 3, 4: „über die vierhundert Abendtheurer, die der Friede zwischen Frankreich und Spanien auf den Sand gesetzt hat, nisteten sich an meine Leute“.

Uz dem satel stechen: das war die wichtigste Aufgabe, ja Zweck und Ziel jedes Rennens, des Tjostierens und Turnierens. „Fünf stiche“ werden von Wolfram von Eschenbach im Parzival 812, 9 ff. aufgezählt, d. h. fünf besonders in der Führung des Rosses verschiedene Arten, den kampfgesellen anzurennen. Als „rechtes Ritterziel“ für den Stich mit dem Speere galten die vier Nägel auf dem Schilde, die vier nagele oder einfach die nagele (den Nagel auf den Kopf treffen?) oder der obere Rand des Schildes: der stich geriet dâ schilt unde helm schiet.

Stich und stich! tönte es dabei von allen Seiten den turnierenden Rittern entgegen. Ja, stechen wird wie ‚reiten‘ und ‚rennen‘ als synonym mit turnieren gebraucht (das Stechen, Gestech), und recht mannigfaltig sind die Ortsangaben, wohin man jemand ûz dem satel oder enbor ûz dem satele hin oder über den satel hîn sticht: einen stechen hinderz ors, von dem rosse — ûf oder an daz gras, ûfen griez (d. h. Kies, arena), ûf den sant, zuo der erde u. ä.

Also stechen und immer wieder stechen! Eine erkleckliche Menge sprachlicher Scheidemünze trägt als Prototyp die stechende Spitze der ritterlichen Lanze. Oft braucht man gar nicht erst zur Lupe zu greifen, um das anfängliche Gepräge deutlich zu erkennen oder doch durchschimmern zu sehn, und es dürfte nicht schwer sein, ungläubigen Zweiflern — die Spitze zu bieten, die Stange zu halten.

Der zweite dieser beiden Ausdrücke bedeutet freilich, wenn wir ihm kulturgeschichtlich nachspüren, s. v. a. ‚jemand in Schutz nehmen, seine Partei ergreifen‘. Das ist dann nicht mehr die ritterliche Lanze als Angriffswaffe, sondern die richterliche, später freilich auch in das Turnier übernommene Stange, die im alten gerichtlichen Zweikampf der vom Richter bestellte Aufseher, der stanger oder stängler, und innerhalb der Turnierschranken der Wärtel, der Grieswart oder Grieswärtel zum Schutz über den unterliegenden, gefallenen Kämpfer hält (seine

Hand über jemand halten?) oder zwischen die Gegner schiebt, um sie zu trennen.*) Darauf spielt Lessing (hrsg. von K. Lachmann 10, 17) mit den Worten an: „Auch will ich mir nicht herausnehmen, bei diesem Kampfe Wärtel zu sein und meine Stange dazwischen zu werfen, wenn von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämischer und unedler Streich geführt würde". Ähnlich im Nathan IV, 1:

„Religion ist auch Partei; und wer
Sich drob auch noch so unparteiisch glaubt,
Hält, ohn es selbst zu wissen, doch nur seiner
Die Stange."

Veraltet sind die ebendaher stammenden Übertragungen ‚der stangen gern, begern, muoten', d. h. sich für überwunden erklären, sich unterwerfen.

Wenn nun aber heutzutage ‚jemand die Stange halten' auch in dem Sinne von ‚gewachsen sein' gesagt wird (die Stange des Gegners halten, so daß er den Stoß nicht ausführen kann), so ist das offenbar eine durch Verdunklung des Sprachbewußtseins und Vergessen des kulturgeschichtlichen Zusammenhangs entstandene Neubildung: Begriffe wie „ein Schwert hält das andere in der Scheide"**), ‚einem die Wage halten', ‚Stich halten', ‚standhalten' wirkten mit analogiebildender, angleichender Kraft auf die Bedeutung von ‚Stange halten' ein.

Erbe des höfischen, soldatischen Ritters wurde der bürgerliche, zünftige, handwerksmäßige Fechter: als Spießgeselle hat auch er seine Stange, und ihm haben wir es zu danken, daß wir immer noch ‚bei der Stange bleiben', d. h. den Spieß oder die Hellebarde nicht mit dem Schwerte oder sonst einer anderen Waffe vertauschen***), während umgekehrt — hie slac, dâ stich — von den gewerbsmäßigen Schwertfechtern uns für ‚ausdauern, nicht abschweifen, standhaft bleiben' die bekannte Redensart überliefert wurde ‚bei der Klinge bleiben', d. h. die Klinge, die Schneide nicht mit der Stichwaffe, dem Spieße vertauschen.

---

*) Im Schwabenspiegel (aus d. J. 1275) S. 332, hrsg. von Wackernagel lautet die betreffende Stelle: ir ietweder sol der rihter einen man geben der sîne stange trage. der sol sie nihtes irren; wan ob ir einer vellet. daz er die stange understôze oder ob er gewundet wirt. oder der stange sust begert. — Vgl. M. Heyne s. v. Stange. — Richter Nr. 105. — Wustmann 451, 1127.

**) Pistorius 7, 63 (nach M. Heyne s. v. halten Sp. 29, 5).

***) Nicht recht verständlich und entschieden unrichtig ist die Erklärung Wustmanns 452, 1128.

Was aber der macht, der weder zu hauen noch zu stechen versteht, das ist eben — „nicht gehauen und nicht gestochen“. Als Waffe par excellence und metonymisch für Kampf überhaupt erscheint die Stange zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, wenn es heißt „seine sache auf die stange stecken“, „er setzt sein seel auf eine stangen“, und „einem an die stangen komen“ war schon im 14. Jahrhundert = in Kampf mit jemand geraten; Tieck endlich sagt „sich mit jemand herumstechen“ für ‚sich mit jemand herumschlagen oder -fechten‘.

Dieser Kampf, das turniermäßige „Stechen“ oder „Gestech“, das ja etwa ein halbes Jahrtausend überdauerte, hat wohl auch da, wo vom Stechen mit scharfen und spitzen Worten und Witzen die Rede ist, den ersten Anstoß zur Metaphernbildung gegeben. Manec stich gienc durch den kulter (Polster, Decke), und alltäglich waren in der Sportssprache des 13. Jahrhunderts Ausdrücke wie: er stach sîn sper durch des andern schilt, durch den lîp; er wart mit einem sper zer sîten în gestochen; daz sper stach er ûf in daz ez brach — einen stich stechen, tuon, geben, nemen (gap einen stich dem ritter, ieglîches schilt nam einen solchen stich von den spern) u. s. w.

Man darf nun mit Voß den Stahl der Wahrheit, mit Uhland ein Sinngedicht, mit Wernicke die Feder auf jemand spitzen, d. h. sie zum Stiche schärfen, wie die Spitze einer Lanze, man darf dem Gegner einen Stich versetzen, der sitzt, man kann, wie Schiller sagt, „einen Stich auf jemandes Herz führen“, muß dann freilich nicht erstaunt sein, wenn man im Wortturnier eine spitze oder gespitzte, zugespitzte, stechende Entgegnung erhält, die wie ein spitziger Speer bis an die Nieren dringt. Gut, wenn man alsdann (den) Stich oder — Strich und Stich = Streich*) und Stich hält und stichhaltige Gründe, die nicht so leicht ûf den sant gesetzt werden können, als Schirm und Schild, zu Schutz und Trutz bereit hat — Gründe, die nicht nur die Stöße und Stiche des Gegners auszuhalten, sondern auch selber den regelrechten, rittermäßigen „stich“ innezuhalten vermögen, nicht aber, wie z. B. Luther sagt, danebenstechen, d. h. das Ziel verfehlen, ein Ausdruck, zu dem imbesonderen das aus Italien zu uns gekommene Spiel des Ringelrennens (corso all' annello) das Urbild geliefert zu haben scheint. „Es bestand darin, daß die phantastisch aufgeputzten Kavaliere mit langen

*) mhd. der strîch, strich oder streich = Streich, Schlag, Hieb.

Rennstangen nach einem an einem erhöhten Punkte an einem Faden aufgehängten Ringe stachen"*). Da war es leicht möglich, vorbeizustechen, wie scharf man auch das winzige, schwankende Ziel ins Auge faßte. Mit dem Auge „stach" man den Ring wohl, nicht aber mit dem Arm und dem Speer; die Worte von Alexis „mir wird bang mit dir ... was stechen deine Augen" hat Sanders ohne Zweifel richtig gedeutet: „heften sich gleichsam durchbohrend auf ihr Ziel". Gervinus' Bemerkung dagegen (Littg. 5, 329): „Jean Paul stach schon in den grönländischen Prozessen auf Lavater" ist = machte ihn zur Ziescheibe seines Spottes, zum Stichblatt seiner Satire, stach ihn an, stichelte auf ihn. Damit hängt eine jetzt veraltete, auf eine besondere Art des Turnieres zurückgehende Redeweise eng zusammen: „durch den Zaun stechen" = sticheln, jemand versteckt angreifen. So sagt Luther: „Daß Ew. Kardin. Heiligkeit mich damit durch einen Zaun stechen und stochern". Zur Erklärung des Ursprungs dieser bildlichen Wendung verweisen wir auf Wendelin Böheims ‚Waffenkunde' S. 562 ff. Bekannt ist uns schon das hier S. 563 f. erwähnte „Gestech über das Dill, alla pallia, womit die Planke bezeichnet wurde, welche die Gegner trennte". Ähnliches gilt vom Fußturnier, von welchem Böheim a. a. O. S. 562 spricht. „Die Gegner erschienen in gewöhnlichen Feldharnischen, jedoch meistenteils ohne Beinzeug, mit gewöhnlichen Reisspießen bewaffnet, in großer Zahl auf der Bahn und bekämpften sich über eine hölzerne Schranke hinweg.... Es wurde strenge darüber gewacht, daß kein Gegner unterhalb der Beintaschen getroffen wurde". Sollte das doch geschehn, so mußte der Spieß natürlich unten durch die Schranken, durch den Zaun gestochen werden, so daß er die durch kein „Zeug" geschützten Beine, die Blöße des Widerparts, treffen konnte — das war aber hinterlistig und unehrlich, ein heimlicher Betrug. Nun ist das Fußturnier unter Kaiser Maximilian in Aufnahme gekommen; Luther und seinen Zeitgenossen war es also etwas Neues, so daß es nicht verwunderlich erscheinen dürfte, wenn sie demselben diesen oder jenen übertragenen Ausdruck entnahmen, der dann, später nicht mehr recht verstanden und wie eine Münze verbogen, verwischt und oxydiert, in veränderter, fast unkenntlicher Gestalt und Prägung sich fortpflanzte und andere ähnliche bildliche Wendungen veranlaßte. Dasselbe Wort wird ja auch

*) Wendelin Böheim ‚Waffenkunde' 1890, S. 569.

sonst von verborgenem, ungehörigem Thun und Treiben, namentlich von geheimem Einverständnis zu schlechten Zwecken benutzt — Durchstechereien sind zwar eines offenen, ehrlichen Mannes unwürdig, finden aber doch ungezählte Liebhaber. Preußische Beamte freilich sollen nach der Kammerordnung von 1648 „mit niemandem Durchstich treiben", mag auch immerhin der „ehrsame" und „angesehene", „einflußreiche" Klüngelbruder mit allerlei heimlichen oder offenen Stößen und Stichen auf den Ehrenschild des Beamten nach russischem Muster anrennen oder vielmehr mit heimlichem Stich durch den Zaun ihn unterhalb der Beintaschen zu treffen, durchzustechen*), ihn zu bestechen oder, wie es früher hieß, zu stechen suchen — mit dem silbernen, goldenen Speere. ‚Spieße'! (‚goldene Spieße') ist ein bekanntes studentisches Wort = Moneten, Goldfüchse oder gar ‚Moses und die Propheten'.**) Sirach 8, 3 lautet: „Denn viele lassen sich mit Gelde stechen, und es beweget auch wohl der Könige Herz". Wie mit dem glücklich geführten, erfolgreichen Stich im Turnier die Niederwerfung und Bewältigung des „Gestochenen" verbunden zu sein pflegt, so läßt sich auch der „Bestochene" überwinden und in den Staub ziehn: „er hatte schon die Sinne bestochen, ehe er sich die Gemüter unterjochte" (Schiller).

Denen, die das „Stechen" und „Bestechen" verstehen, gelingt es dann — unter ihresgleichen wenigstens, unter ihren Speer- und Spießgesellen — allerdings nur zu oft, den ehrlicheren Mitbewerber auszustechen, d. h. zunächst aus dem Sattel zu stechen, dann in der Schützensprache: in den letzten entscheidenden Schüssen unter den Siegern Sieger zu werden. „Wenn da" — bei den Waffenfesten der deutschen Bürger im Mittelalter — „mehrere Schützen gleich gute Schüsse, also die gleiche Zahl der Ringe geschossen hatten, so mußten sie nachträglich noch einen Wettkampf untereinander bestehen, was man rittern oder stechen, niederdeutsch kämpen nannte, eine höhere, eigentlich den ritterlichen Turnierkampf, den Lanzenkampf bezeichnende Ausdrucksweise im Gegensatz zu dem vorangegangenen gemeinen Schießen".***) Wer aber ûz dem satele sticht oder einfach ûz sticht, der ist natürlich als Sieger, mag der Erfolg so oder so errungen sein, vortrefflicher als die an-

*) Lessing sagt noch im Anti-Goeze: „mag doch noch ferner eines mit dem andern immer durchstechen".

**) Vgl. Kluge, Studentensprache S. 29 f.

***) Wustmann 39, 90.

dern, und so ist denn ausstechen s. v. a. verdunkeln, in den Hintergrund drängen, übertreffen. Auch ‚vortrefflich‘ und ‚übertreffen‘ sind — nebenbei bemerkt — vom Wettkampf mit dem Speere, mit Bogen und Pfeilen oder mit der Armbrust entlehnt: ‚vortrefflich‘ ist einer, der ‚vor‘ den andern ‚trifft‘, sie im Treffen aussticht, sie ‚übertrifft‘. Bezeichnend und das Bild des Turnierstechens deutlich enthüllend sind ferner die jetzt nicht mehr gebräuchlichen Zusammensetzungen aus der Zeit Opitzens und Lohensteins: „Das Gold sticht Silber weg oder ab“ („der Tauben Atlas stach Dianens Silber ab“ sagt auch Günther), das ist ganz das turniermäßige mhd. abe stechen, und „ihr Purpur sticht den Glanz des Schneckenblutes hin (vgl. oben enbor ûz dem satele hin, über den satel hin).

Völlig „modern“ endlich und äußerst lebenskräftig ist das vom Turnierspiel durch Vermittlung der mittelalterlichen Schützensportsprache auf das Würfel-, Kegel- und Kartenspiel übertragene Stechen — „rückwärts sticht!“ „Wir müssen miteinander stechen“. Den einzelnen Kegel treffen heißt ihn stechen: stolz stand er da, mit pûneiz und hurte wird er aus dem Sattel gehoben, polternd sinkt er zu Boden — ûf den sant, zuo der erde, bis ihm der diensteifrige Kegelknappe zu neuer Tjoste auf die Beine hilft. — Eine Karte übernehmen und stechen ist dasselbe. — Schellenwenzel, wer sticht den? „Eicheln sticht.“ Und vom Überstechen entlieh Goethe*) gar aus zweiter Hand ein neues Bild: „als . . sie leuchtend . . dem Geschwister das Licht der Augen überstach“ (d. h. es überstrahlte und verdunkelte). Wie ein Ritter ferner in der Tjost oder im Turnei oft viele Speere ohne Glück und Sieg verstach, so versticht man z. B. im Skat oft voreilig und zwecklos seine Trümpfe: „die größere Nummer sticht — nach Stilling — immer die kleinere ab“. Triumph aber für den, der selber recht viele günstige Stiche zu machen versteht und dem der Mitspieler die Trümpfe nicht abzustechen imstande ist — wie etwa ein Schiff dem andern den Wind, die Luv absticht und wie, um wieder mit Stilling zu reden, der eine dem andern „die Handlungsfreunde absticht“, d. i. abspenstig macht, oder wie endlich der Student den Gegner mit dem „Schläger“ absticht.

Ein geschulter Paukarzt mit Messer, Schere, Pincette, Nadel, Zwirn, Watte, Leinwand, Karbol und andern schönen Sachen und hülfsbereite

*) Werke in 40 Bde. Stuttgart 1840 12, 204.

Hände besorgter „Kommilitonen“ und „Kulörbrüder“ nehmen sich da alsbald des Verwundeten an; das Blut wird gestillt, es wird gewaschen, desinfiziert, genäht, geflickt, verbunden — kurz, es wird alles aufgeboten, um den „Abgestochenen“ nicht im Stiche zu lassen.

Nicht so bequem hatten es die Herrn Ritter; da gab es noch keine studierten Wund-, Pauk- oder Turnierärzte, die dem abe gestochenen, wenn's not that, auf der Stelle ihre Fürsorge hätten widmen können, und die arzenîe der Zeit war kläglich. Aber mitten im Gewühl und Getöse des Kampfes, während die Speere krachten, splitterten, brachen — dringâ, ritter, dringe! stich und stich! nu werâ dich! — während die Schilde und Schwerter mit hellem Prall und gellendem Schall gegeneinander fuhren — hurtâ hurtâ hurte! klingâ klinc! ôwê unde heiâ hei! — während die Rosse wieherten, schnaubten, sich bäumten, die verwundeten und aus dem Sattel gehobenen Ritter nach Lanzen und Pferden oder nach Hülfe riefen, schrieen, stöhnten — sperâ hêrre, sperâ sper! hilfâ hilf! vâhâ vâch! owê mir unt ô wâfen! — mitten in all diesem Lärm und Getümmel waren die Knappen emsig damit beschäftigt, ihren Herren neue Speere zu bringen, die Pferde wieder einzufangen, den schwankenden, stürzenden oder gestürzten Rittern beizuspringen, zu Hülfe zu springen, beizustehn, unter die Arme zu greifen, ihnen auf die Beine zu helfen, ihnen aufzuhelfen, die Verwundeten und ganz Erschöpften beiseite zu schaffen, damit sie sich erholen*) konnten — kurz, die Knappen waren aufs eifrigste bemüht, ihre Herrn nicht in dem Stiche zu lassen.**)

Auf die Lanze und den Stich folgte im 2. Akt des Turnierdramas das Schwert und der Schlag.

Nun war eigentlich jedes Turnier ein turnei umbe guot insofern, als die Rüstung und das Roß des Gefangenen dem Sieger gehörte und der Gefangene sich für eine von diesem geforderte Geldsumme auslösen mußte***), welche in den Turnieren ‚mit vride‘ vorher festgesetzt war. Das

*) Vgl. übrigens bezüglich dieses Wortes Hildebrand in der Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht von Lyon III, 5, S. 400.

**) Vgl. Blumschein a. a. O. S. 147. — Richter Nr. 110. — Wustmann 460, 1142: „Die Redensart erklärt sich vermutlich aus dem Turnierbrauch, daß der besiegte Ritter seine Waffen und sein Roß dem Sieger lassen mußte; dann hatte er sie wörtlich im Stiche gelassen“. Das ist aber schwerlich richtig.

***) Niedner, S. 20. 26.

turnieren umbe guot galt zwar in der „klassischen" Zeit, besonders auf einem größeren turnei, nicht für ehrenvoll, und „feine Ritter", denen es allein umbe die êre zu thun war, gaben ihre Gefangenen ohne Lösegeld frei. Aber gar bald wurde es anders, und schon Reinmar von Zweter (etwa vom Ende der zwanziger Jahre bis gegen 1250) klagt in beweglichen Worten über den schmählichen Verfall der Turniere und höfischer Sitte und Gesinnung*):

„Turnieren was ê ritterlich:
nu ist ez rinderlich toblich tôtreis und mordes rich,
mortmezzer und mortkolbe, gesliffen aks gar ûf des mannes tôt:
Sus ist der turnei nu gestalt,
des werdent schœnen frowen ir ougen rôt, ir herze kalt,
swenn sie ir werden lieben man dâ weiz in mortlîcher nôt.
Dô man turnierens pflac dur ritters lêre,
dur hôhen muot, dur hübescheit und dur êre,
do hæte man umb eine decke
ungerne erwürget guoten man.
swer daz nu tuot und daz wol kan,
der dunket sich zer werlde gar ein recke."

Gewiß, die Keime des Verfalls und der künstlerischen und sittlichen Entartung, die Keime der Unfeinheit und Roheit lagen von Anfang an im ritterlichen Turnierspiel, mochte es nun diese oder jene der von Niedner so eingehend und systematisch entwickelten Kunstformen haben; im turnei umbe guot gingen sie alle unter; in ihm, besonders aber im Schwertkampfe, machten sich häßliche Auswüchse frühzeitig fühlbar: da spielten auch turnierunfähige Personen, „Prügelknechte", die sogen. kipper**), welche übrigens in fast keinem Turnier fehlten, eine hervorragende, für die Betroffenen tragikomische Rolle, und die unedelsten Leidenschaften wurden nicht selten zu wahrer Wut entflammt. Habsucht stürmte gegen Habsucht; es war meist nichts als ein unfeiner, kunstloser Wirrwarr und wüstes Getümmel, ein Drängen, Stoßen, Reißen und Zerren in Masse, eine regelrechte oder vielmehr regellose Holzerei, bei der es nur darauf ankam, möglichst große Beute zu machen, indem man nach Kräften, Glück und Gelegenheit recht viele Gegner niederrang und niederschlug — den Holzschild in Spähne zerhieb, den Kopf durch Schwertschläge be-

*) Bartsch, deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts, 2. Aufl. S. 174 (XL, 37 ff.)

**) S. Niedner S. 28 f. S. 66 ff.

täubte, den Ritter zerrte und „zäumte“, d. h. „den Waffenlosen, während er mit Armen und Beinen um sich schlug, als Sieger am Zaume fortzog“, weshalb der Turnierschwertkampf auch das zöumen genannt wurde. „Wer so gezäumt war und gezerrt wurde, der durfte, wie vornehm er sein mochte, von dem Sieger und dem Knappen desselben starke Schläge erhalten. Die Knappen“ — eben jene kipper — „führten in den Schranken keine Waffen, wohl aber schon um (besser vor) 1250 einen Knüttel, und es war ihr besonderes Recht, den Gezäumten mit seinem Rosse durch Hiebe aus den Schranken und zu dem Stande ihres Herrn zu treiben“ oder treiben zu helfen.*)

Die Knüttel, mit welchen der siegreiche Ritter, besonders aber die Knappen den unterliegenden, d. h. unter dem Roß, am Boden liegenden Ritter bearbeiteten, hießen knütel, kiulen, brügel oder bengel**). Es ist wohl anzunehmen, daß diese Bengel, von der Faust schadenfroher — Bengel geschwungen, den mit ihnen unliebsame Bekanntschaft machenden Rittern besonders empfindlich waren und ihnen ohnmächtige, nicht gerade höfische Wut- und Schimpfworte entpreßten, sie höchlichst entrüsteten: ouwê bengel ouwê! owê mir dirre schande! virfluochet sîstu vone mir, dû — bengel! Wenn da mit der Zeit der Träger des bengels nach der charakteristischen Thätigkeit des Bengelns — heutzutage wird er freilich selber „gebengelt“ — bengel genannt wurde, so dürfte das recht erklärlich sein: in dieser metonymischen Bedeutung ist der „Bengel“ in die neueste Zeit herübergerettet, während der bengel = brügel allmählich verloren geht: Tschudi, Hebel, Blumauer kennen ihn aber noch, auch Goethe („Solang ich einen Bengel hab, fürcht ich ihre Bratspieße nicht“).

Also diu swert enwurden niht gespart und die vil starken brügele, und niedergeschlagen — durch das Schwert und den Bengel niedergeschlagen — schlich der Entrüstete*), während die Sieger stolzen, fröhlichen Mutes und erhobenen Hauptes in ihre Herbergen zurückkehrten, um bei lustigem Becherklang, bei Gesang und Tanz des er-

---

*) Freitag II, 1, S. 25. Riedner S. 67 f.

**) Vgl. Schultz II, S. 133 — Engelhard von Konrad v. Würzburg, hrsg. von M. Haupt (Lpz. 1844) 2735; vgl. mit swerten und mit bengeln huob sich ein solich tengeln (= hämmern, klopfen, besonders auf den Amboß) Partonopier 14327.

***) S. oben S. 32 f.

rungenen Sieges und der gewonnenen Beute sich zu freuen — niedergeschlagen schlich er zum Wucherer und Pfandleiher, um von diesem das nicht unbeträchtliche Lösegeld zu leihen, welches er für seine „geben gelte“ und gefangene werte Person, für Roß und Rüstung zu zahlen hatte: da mußte er denn, der niedergeschlagene Mann, bekümmerten Gemütes „Schmuck versetzen und Bürgen stellen“.

Dô muosten dan ze den juden varn
si al di dâ gevangen wârn.
man sach si setzen al zehant
vil maneger hand kostlîchez pfant.*)

So geht es noch heute so manchem Bruder Studio, der allzu viel — Lanzen gebrochen und — unglücklich turniert hat: er muoz ze den juden varn und setzen kostlîchez pfant.

Den unfeinen, aber bald zur Regel werdenden turnei umbe guot suchten mit Vorliebe die Glücksritter und Abenteurer auf; Ende des 19. Jahrhundert tummeln sie sich gern auf den Rennplätzen als bookmakers und in mancherlei anderer Gestalt.

Nicht nur der Ehre und des Ruhmes wegen, nicht allein aus — Liebe zur Kunst, sondern auch aus ganz nüchternen, materiellen Gründen gingen schon in frühester Zeit gar manche Ritter in die ungewisse Ferne, zum Turnier und auf — Abenteuer; Geld und Gut, die Gunst eines mächtigen Herrn, die Hand einer reichen Erbin, eine einträgliche angesehene Lebensstellung: das waren Ziele, „des Schweißes der Edlen wert“; ihr Glück wollten sie machen, oder wenigstens ihren Lebensunterhalt verdienen, die lantvarære, die Glücksritter, gerade so wie fin de siècle.**)

Der Übergang des Ritterlich-Höfischen, Romantischen in das Bürgerlich-Geschäftliche, Industrielle wird in gewissem Sinne veranschaulicht durch den Wechsel in der Bedeutung des Wortes aventiurære, des „Abenteurers“, der schon im Mhd. den ritterlichen Harnisch und Waffenrock abstreift und dafür das Alltagskleid, den Reisemantel des „umherziehenden Kaufmanns, namentlich Juwelenhändlers“ eintauscht.

Auch dies — das Wort und der Begriff Abenteuer, Abenteurer — ist durchaus eine Errungenschaft des Rittertums. Mhd. âventiure von

---

*) So erzählt Ulrich von Lichtenstein im „Frauendienst“ (96, 3), hrsg. von Lachmann Berlin 1841.

**) Vgl. Schultz II, S. 112 121. 123. — Niedner, S. 20.

frz. aventure aus lat. adventura (advenire statt evenire*) ‚sich ereignen‘) ist ein Wort, „das im 13. Jahrhundert mit einer nur zu großen Vorliebe in das Deutsche eingeführt wurde“. Aus der allgemeinen Bedeutung „das, was geschieht: diu geschiht, das Ereignis, die Begebenheit“ entwickelte sich die besondere des wunderbaren, geheimnisvollen und ungewissen Ereignisses, „eines Spiels, bei dem man gewinnen, bei dem man verlieren kann“: eine âventiure ist zunächst der ritterliche Kampf, dann jedes gefahrvolle ritterliche Unternehmen. Der Hang zum Abenteuerlichen lag im Blute des Ritters, lag im Wesen des Rittertums und wurde durch die höfische Erziehung, Lebensanschauung und Lebensführung, insbesondere aber auch durch den ritterlichen Müßiggang gefördert: Müßiggang ist aller aventiure Anfang. Nicht geringe Nahrung erhielt diese Neigung zum Abenteuerlichen durch die Kreuzzüge und durch das romantisch-ritterliche Singen und Sagen. Eine Sintflut von Ritterbüchern, Ritterepen und Romanen, welche nur zu oft nichts anderes darstellen als ein wüstes Chaos zusammengestoppelter Abenteuer, Kämpfe und Irrfahrten, überschwemmte die französischen, deutschen und englischen Lande, wobei auch das Wort im Deutschen allerlei volksetymologische Bocksprünge machte — abentheuer und ebenteuer (ebenthewr), abend-theuer und selbst affenteuer: daher denn Fischarts bekannte „affentheuerliche, naupengeheurliche Geschichtklitterung“.

Ich heiȥe ein rîtr und hân den sin
Daȥ ich suochende rîte
Einen man der mit mir strîte“:**)

das ist aventiure suochen, durch aventiure komen, den lîp wâgen; nâch âventiure rîten, gên; aventiure bejagen, die âventiure erstrîten, erwerben und besonders häufig holn.

Für den turnei durch êre werden — „was bei den übrigen Arten vermutlich nicht stattfand“***) — Preise oder, wie Rüxner in seinem „Thurnierbuch“ aus den Jahren 1530 ff. sagt, „Dänck“ ausgesetzt, welche derjenige Ritter als glücklicher Sieger davonträgt, der „den prîs ze beiden sîten hât, d. h. wer den turniermäßigen Speer- und Schwertkampf

*) An evenire hat Luther wahrscheinlich gedacht, bei welchem auf ebenteuer s. v. a. in eventum ist („die Taufe stehet auch nicht auf eventum, das ist auf ebenthewer“); s. Grimm s. v. Abenteuer.

**) Hartmanns Iwein 527.

***) Niedner S. 23.

am gewandtesten gekämpft und am elegantesten dabei geritten hat".*) „Sehr wertvoll war derselbe in der Regel nicht, gewöhnlich ein Sperber oder ein Habicht, vielleicht noch ein Paar Windhunde. Zuweilen wird dem Sieger auch noch ein Kranz, ein Gürtel und eine Tasche versprochen, die er von der Königin erhalten soll, oder ihm außer dem Kranze die Küsse von achtzig Mädchen in Aussicht gestellt".**) Der Kranz, der Gürtel, die Tasche, die Küsse wollten natürlich g e h o l t sein. Holn wird nun (neben erwerben, erlangen, gewinnen u. a.) vorzugsweise von der Gewinnung des Turnierpreises gesagt; es heißt ‚den prîs holn, den sige erholen, den turnei holn' und einfach ez holn = dem französischen l'emporter ‚den Preis davontragen'.***) Gar mancher aber, der den Preis zu erlangen hoffte, sei es beim turnei und der âventiure, sei es sonst beim Stechen oder Schießen, beim Turnen, Rennen, Laufen, Schwimmen oder gar auf dem Fahrrad: der trägt, wenn er sich nicht irgendwelche Knochen bricht, den Preis in Gestalt eines tüchtigen Schnupfens davon, und „ich hab mir ja nur einen Schnupfen g e h o l t!" oder „einen Husten, einen Rausch, einen Katzenjammer oder — last, not least — eine Tracht Schläge hab' ich mir g e h o l t!" muß Hinz oder Kunz, Lise oder Grete oftmals am Tage nach dem Tanze, der Kirmes oder dem Schützenfest ärgerlich eingestehn. Wer möchte sich also bedenken, diese alltäglichen Redewendungen mit Hildebrand zurückzuführen auf das ritterliche ‚prîs holn', und die Schützenfeste und Schützenpreise sind ja Nachahmungen der Turnierspiele und des Turnierdankes. Eine Art Ironie oder Galgenhumor also liegt „versteckt und verdeckt" im ‚Schnupfenholen' wie ähnlich auch im französischen g a g n e r un rhume; es ist „Witz, Verdruß, der sich so witzig Luft macht. In der Sprache, die wir täglich brauchen, ist noch viel, nur verdunkelter und noch nicht wieder bemerkter Humor enthalten, von dem das Denken, Empfinden und Reden unsrer Vorfahren voll war, wie noch jetzt das des sog. gemeinen Mannes".†) —

*) Götzinger s. v. Turnier S. 1024 I.

**) Schultz II, S. 120 f.

***) R. Hildebrand in Lyons Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht III, 5, S. 399 f.

†) Hildebrand a. a. O.

So sind wir denn vom Ritter ausgegangen und — les extrêmes se touchent — beim sog. gemeinen Manne angekommen.

Auch der Ritter wurde allmählich im schlimmsten Sinne des Worts ein — gemeiner Mann.

In die Zwangsjacke sportsmäßiger Turnierspielregeln und einer jede freiere Beweglichkeit hemmenden Rüstung eingeschnürt, erwiesen sich die Ritter bald für ihren eigentlichen Beruf, den Kampf in freiem Felde, als völlig unbrauchbar und kriegsuntüchtig. Mongolen und Ungarn, Schweizer Hirten und Bauern, die Dithmarschen und böhmische Landleute schlugen die ganze ritterliche Herrlichkeit in Trümmer.

Nebenher ging der schon bei Gelegenheit der Besprechung des ritterlichen Minnedienstes und des Turnierschwertkampfes berührte innere Verfall. Müßiggang ist, wie wir sagten, aller aventiure, aber auch aller Laster Anfang. Der äußere Schein und Firnis vermochte bald die gänzliche Verwilderung und Verrohung der Gemüter nicht mehr zu verdecken, und aus den stolzen, „hehren", „herrlichen", „höfischen", für Gott und Christenheit, für Kaiser und Reich, Witwen und Waisen, für Ruhm und Ehre streitenden „edlen Knechten" wurden gemeine Wegelagerer, rauhe, rohe Raubritter, kein Erbarmen kennende Mordbrenner und Strauchdiebe, welche „vom Stegreif lebten", „aus dem Stegreif" stahlen und plünderten — eine blutige Geißel für Bauern und Bürger, ja bisweilen selbst für die Fürsten. Beschleunigt wurde der Verfall durch die „kaiserlose, die schreckliche Zeit", die Zeit des Faustrechts und der Herrschaft des eisernen Speers, die Zeit des „Unfriedens", der „Fehden" und „Fehdebriefe", der „Absagen", der „Reisen", der „Streifzüge" und „Heimsuchungen" — die Zeit des Krieges aller gegen alle und zugleich der jämmerlichsten militärischen Schwäche.

Immer mehr machte sich seit dem 14. Jahrhundert die Überzeugung geltend, „daß ein schneidiges, festes Fußvolk unentbehrlich sei“;*) doch erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts war der „letzte Ritter“, Kaiser Maximilian I. (1493—1519), zugleich auch der erste Landsknecht, dessen Spieß den Speer des Ritters für immer aus dem Felde schlug, ihn in seine — Schranken zurückwies, ihn darauf beschränkte, sich zu müßigem Spiel und Sport in den Händen adliger, fürstlicher „Wappener“ turniermäßig zu tummeln, und an die Stelle der „frommen“ Landsknechte trat wiederum die wilde Soldateska des dreißigjährigen Krieges.

Nicht uninteressant dürfte es sein, auch den Spuren nachzugehn, welche die Sprache der Kriegsknechte und Fehdeleute aus der Zeit des Faustrechts, die Sprache der Landsknechte und endlich diejenige der Söldner von 1618—1648 in unserm lieben Deutsch hinterlassen hat. Freilich ist, selbst wenn man auf zünftige und erschöpfende wissenschaftliche Forschungen verzichtet und nur die Erregung allgemeinerer Teilnahme durch möglichst volkstümliche Darstellung als Ziel im Auge hat, zu einer ersprießlichen Bewältigung solcher Aufgaben viel mehr ungetrübte Muße, frische Kraft und litterarisches Rüstzeug vonnöten, als dem Verfasser dieser Zeilen zu Gebote steht und — stand.

*) Freytag II, 1, S. 281.

Wörterverzeichnis

(von S. 16 an).

Berichtigungen.

S. 3 hinter Borchardt, die sprichwörtlichen Redensarten u. s. w. füge hinzu: „citiert s. v. Wustmann".
S. 27 Anm.* füge hinter Kluge ein „etym. Wtb."
S. 42, Z. 8 von oben l. „Leoparde" für Leoparden.
S. 42, Z. 12 von oben l. „Schildmaler" für Schildmacher.
S. 50, Zeile 7 von unten: êre ist zu lesen für ère.
S. 61 dritte Anmerkung: die Klammer (nôt = Kampfesnot) gehört auf S. 62 an den Schluß der 1. Anmerkung.

